



# Leseprobe

Nora Roberts

## Träume wie Gold Roman

---

»Nora Roberts erfüllt die geheimsten Wünsche ihrer Leserinnen.« *The New York Times*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 512

Erscheinungstermin: 08. Juli 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Unter der goldenen Oberfläche lauert die Gefahr**

Dora Conroy besitzt einen Antiquitätenladen mit exklusiven Auktionsstücken in Philadelphia. Als sie eines Tages eine Lieferung geheimnisvoller Sammlerobjekte erhält, kommt es kurz darauf in ihrem Geschäft und bei ihrer Kundschaft zu unerklärlichen Einbrüchen und Diebstählen. Doch das ist noch nicht alles: Zwei ihrer Kollegen wurden kaltblütig ermordet. Dora ist erschüttert. Gemeinsam mit dem attraktiven ehemaligen Polizisten Jed stellt sie Nachforschungen an und bringt damit ihr eigenes Leben in größte Gefahr. Jed ist der Einzige, der Dora jetzt noch retten kann. Doch wird er rechtzeitig zur Stelle sein?



### **Autor**

## **Nora Roberts**

---

**Nora Roberts** wurde 1950 in Maryland geboren. Ihren ersten Roman veröffentlichte sie 1981. Inzwischen zählt sie zu den meistgelesenen Autorinnen der Welt. Ihre Bücher haben eine weltweite Gesamtauflage von 500 Millionen Exemplaren überschritten. Auch in Deutschland erobern ihre Büchern und Hörbücher immer wieder die Bestsellerlisten. Nora Roberts hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Ehemann in Maryland.

NORA ROBERTS  
Träume wie Gold

NORA ROBERTS

# Träume wie Gold

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Christine Roth-Drabusenigg

**DIANA**

*Für Mom,  
die Trödel und ein gelungenes Schnäppchen  
über alles liebt.*

## PROLOG

Er wollte nicht hier sein. Nein, er hasste es geradezu, in dem eleganten alten Haus festzusitzen, wo ihn rastlose Geister quälten und alte Wunden aufrissen. Die Möbel mit weißen Laken abzudecken, die Haustür hinter sich zuzusperren und einfach davonzugehen, damit war es nicht getan. Er musste das Haus leer räumen und sich dadurch von einigen quälenden Albträumen befreien.

»Captain Skimmerhorn?«

Der Titel ließ Jed unwillkürlich zusammenzucken. Seit letzter Woche war er kein Captain mehr. Er hatte den Polizeidienst quittiert, seine Uniform an den sprichwörtlichen Nagel gehängt, empfand es aber als ausgesprochen lästig, seine Mitmenschen auf diese Veränderung aufmerksam zu machen. Er trat einen Schritt beiseite, um zwei Möbelpackern Platz zu machen, die einen Rosenholzschrank die Treppe hinunter durch das große Foyer und hinaus in den frostigen Morgen schleppten.

»Ja?«

»Wollen Sie mal nach oben schauen und sich vergewissern, ob wir alles mitgenommen haben, was ins Lager soll? Ansonsten wären wir nämlich so weit fertig.«

»Fein.«

Er verspürte nicht die geringste Lust, diese Treppe hinaufzusteigen, durch die Räume zu gehen, die auch ohne Möbel keineswegs leer waren. Es war die quälende Erinnerung, die diese Räume immer noch beherrschte, überlegte er, ehe er widerwillig die Stufen emporstieg.

Wie von einem Magneten angezogen, trieb es ihn den Korridor entlang zu seinem alten Zimmer. Das Zimmer, in dem er groß geworden war, das Zimmer, das er auch wieder bewohnt hatte, als er allein in dem Haus lebte. Doch kurz vor der Türschwelle zögerte er. Die Hände zu Fäusten geballt und tief in den Taschen seines Jacketts vergraben, wartete er darauf, dass ihn

die Erinnerungen wie Heckenschützen aus dem Hinterhalt überfielen.

Er hatte in diesem Zimmer geweint, heimlich natürlich, und sich deshalb geschämt. Kein männlicher Skimmerhorn zeigte jemals öffentlich eine Schwäche. Und dann, als die Tränen getrocknet waren, hatte er in diesem Zimmer Ränke geschmiedet, sich harmlose, kindische Rachepläne ausgedacht, die ihn stets selbst getroffen hatten wie ein ungeschickt geworfener Bumerang.

In diesem Zimmer hatte er gelernt zu hassen.

Und trotz allem war es nur ein gewöhnliches Zimmer. Ein Zimmer in einem ganz gewöhnlichen Haus. Diese Tatsache hatte er sich immer wieder ins Gedächtnis gerufen, vor vielen Jahren, als er als erwachsener Mann zurückgekommen war, um wieder in diesem Haus zu leben. Und war er dort nicht zufrieden gewesen?, fragte er sich jetzt. War es nicht ganz einfach gewesen?

Bis Elaine auftauchte.

»Jedidiah.«

Er fuhr zusammen. Ganz automatisch zog er die Hand aus der Jackettasche, um nach der Waffe zu greifen, die er aber nicht mehr trug. Diese instinktive Reaktion und die Tatsache, dass er zu sehr mit seinen morbiden Gedanken beschäftigt gewesen war, um zu bemerken, dass jemand hinter ihm stand, erinnerten ihn daran, weshalb die Waffe nicht länger in dem Halfter an seiner Seite steckte.

Er atmete einmal tief durch, ehe er sich zu seiner Großmutter umwandte. Honoria Skimmerhorn Rodgers war in einen Nerz gehüllt, an ihren Ohren blitzte ein schlichtes Diamantgehänge, das schneeweiße Haar war perfekt frisiert. Sie verkörperte vom Scheitel bis zur Sohle die typische reiche, alte Lady auf dem Weg zu einer Lunch-Verabredung in ihrem Lieblingsklub. Doch in ihren Augen, die ebenso blau und lebendig waren wie die ihres Enkels, stand ernste Besorgnis.

»Ich hatte gehofft, dich davon überzeugt zu haben, dass es klüger wäre zu warten«, begann sie ruhig, während sie eine Hand ausstreckte und auf seinen Arm legte.

Unwillkürlich wich er zurück. Berührungen dieser Art waren

bei den Skimmerhorns nicht üblich. »Es gab keinen Grund, noch länger zu warten.«

»Und hierfür gab es einen?« Sie deutete in den leeren Raum. »Es gab einen Grund, dein Heim leer zu räumen, dich von deinem ganzen Besitz zu trennen?«

»In diesem Haus gehört mir nichts.«

»Das ist doch absurd«, empörte sie sich und verfiel dabei in ihren Bostoner Dialekt. »Es ist deins.«

»Weil ich meine Pflicht versäumt habe? Weil ich zufällig noch am Leben bin? Nein, vielen Dank.«

Wäre sie nicht so besorgt um ihn gewesen, hätte ihm seine schroffe Antwort mit Sicherheit eine saftige Rüge eingetragen. »Mein Lieber, hier geht es nicht um Versäumnis oder um irgendeine Schuld.« Als sie merkte, wie er sich zusehends in sich zurückzog, seine Miene immer teilnahmsloser wurde, hätte sie ihn am liebsten geschüttelt, wenn sie sich davon etwas hätte versprechen können. Stattdessen strich sie ihm über die Wange. »Du brauchst nur etwas Zeit.«

Jeder Muskel in seinem Körper verkrampfte sich. Er musste seine ganze Beherrschung aufbringen, um der Berührung ihrer sanften Finger nicht auszuweichen. »Möglich, aber das ist meine Art, damit umzugehen.«

»Indem du das Haus deiner Familie aufgibst?«

»Familie?« Er lachte verbittert auf. »Wir waren nie eine Familie. Weder hier noch sonst irgendwo.«

Ihr bisher weicher, mitleidvoller Blick verhärtete sich.

»Vorzugeben, dass die Vergangenheit nicht existiert, ist genauso verhängnisvoll, wie in ihr zu leben. Was tust du hier? Alles wegwerfen, was du dir erarbeitet, was du dir selbst aufgebaut hast? Möglich, dass ich mich nicht sonderlich begeistert über deine Berufswahl gezeigt habe, aber es war deine eigene Entscheidung, und du hast Erfolg gehabt. Mit deiner Beförderung zum Captain hast du, so meine ich, dem Namen Skimmerhorn mehr Ehre gemacht als all deine Vorfahren mit ihrem Geld und ihrem gesellschaftlichen Einfluss.«

»Ich bin nicht Cop geworden, um für meinen verdammten Namen die Werbetrommel zu rühren!«

»Nein«, entgegnete sie sanft. »Du hast es allein für dich getan, gegen den massiven Druck der Familie, wobei ich mich nicht ausnehmen will.« Sie trat einen Schritt zurück und schlenderte durch die Diele. Hier hatte sie einst gelebt, vor vielen Jahren, als junge Ehefrau. Als unglückliche Ehefrau. »Ich habe mit angesehen, wie du dein Leben umgekrempelt hast, und es hat mich beeindruckt. Weil ich wusste, dass du es nur für dich und niemanden sonst getan hast. Und ich habe mich oft gefragt, woher du die Kraft dazu genommen hast.«

Sie wandte sich ihm wieder zu, musterte ihn eindringlich, den Sohn ihres Sohnes. Er hatte das unverschämt gute Aussehen der Skimmerhorns geerbt. Bronzefarbenes, vom Wind zerzaustes Haar umrahmte sein schmales, prägnant geschnittenes Gesicht, in dem sich jetzt die innere Anspannung spiegelte, die ihn plagte. Und wie alle Mütter und Großmütter machte sie sich Sorgen, weil er abgenommen hatte, obgleich seine kraftvollen Züge dadurch noch besser zur Geltung kamen. Groß und breitschultrig strahlte er eine Stärke aus, die die männliche Schönheit seines leicht gebräunten Teints und des sensiblen Mundes unterstrich und ihr gleichzeitig trotzte. Die leuchtenden tiefblauen Augen hatte er von ihr. Diese blickten sie jetzt rastlos und herausfordernd an und weckten Erinnerungen an den kleinen, verstörten Jungen von damals.

Aber er war kein kleiner Junge mehr, und sie fürchtete, dass sie nur wenig tun konnte, um dem jetzt erwachsenen Mann zu helfen.

»Ich möchte nicht mit ansehen, wie du dein Leben noch einmal völlig auf den Kopf stellst, und das ohne triftigen Grund.« Kopfschüttelnd trat sie vor ihn hin, ehe er noch etwas erwidern konnte. »Zugegeben, ich hatte meine Bedenken, als du nach dem Tod deiner Eltern wieder allein in dieses Haus gezogen bist, aber auch das war deine eigene Entscheidung. Und für eine Weile schien es auch, als hättest du wieder die richtige getroffen. Aber ist das die richtige Art, mit dieser Tragödie fertigzuwerden, indem du dein Elternhaus verkaufst und deine Karriere wegwirfst?«

Er zögerte einen Augenblick. »Ja.«

»Du enttäuschst mich, Jedidiah.«

Das saß. Diesen Satz hatte er nur ganz selten von ihr gehört, und er traf ihn härter als all die Beleidigungen, die sein Vater ihm an den Kopf geworfen hatte. »Lieber enttäusche ich dich, als die Verantwortung für das Leben eines einzigen Cops auf mich zu laden. Ich bin nicht in der Verfassung, Befehle zu geben und Entscheidungen zu treffen. Vielleicht werde ich das nie mehr sein. Und was das Haus anbelangt, das hätte schon vor Jahren verkauft werden sollen. Nach dem Unfall. Wenn Elaine einverstanden gewesen wäre, hätte ich das längst getan. Jetzt ist sie tot, und die Entscheidung liegt bei mir.«

»Ja, das stimmt«, pflichtete sie ihm bei. »Aber du triffst die falsche.«

Die unterdrückte Wut brachte sein Blut zum Sieden. Er hatte das Bedürfnis, gegen irgendetwas zu treten, seine Fäuste gegen einen anderen zu erheben. Es war ein Bedürfnis, das ihn nur allzu oft überkam. Und genau aus diesem Grund war er nicht länger Captain J. T. Skimmerhorn vom Philadelphia Police Department, sondern Zivilist.

»Begreifst du denn nicht? Ich kann hier nicht mehr leben. Ich kann hier nicht schlafen. Ich muss hier raus, verdammt noch mal! Ich ersticke in diesem Haus!«

»Dann komm mit zu mir über die Feiertage, wenigstens bis Neujahr. Nimm dir noch etwas mehr Zeit, ehe du etwas Unwiderfliches tust.« Ihre Stimme klang wieder ganz ruhig, als sie seine verkrampften Hände nahm. »Jedidiah, es sind schon Monate vergangen, seit Elaine – seit Elaine umgebracht wurde.«

»Ich weiß ganz genau, wie lange es her ist.« Er kannte den exakten Zeitpunkt des Todes seiner Schwester. Schließlich hatte er sie umgebracht. »Ich weiß deine Einladung zu schätzen, Großmutter, aber ich habe bereits etwas vor. Ich schaue mir heute Abend ein Apartment an, drüben an der South Street.«

»Ein Apartment.« Honorias Seufzer war der Ausdruck tiefster Missbilligung. »Also wirklich, Jedidiah, zu derartigem Unsinn besteht wirklich nicht der geringste Anlass. Kauf dir ein anderes Haus, wenn es schon sein muss. Nimm dir ein paar Wochen Urlaub, aber vergrab dich um Himmels willen nicht in irgendeinem finsternen Loch!«

Dass er ein Grinsen zustande brachte, überraschte ihn.

»In der Anzeige war die Rede von einem ruhigen Luxusapartment in erstklassiger Lage. Nach finsterem Loch klingt das eigentlich nicht. Großmutter ...«, er drückte ihre Hand, bevor sie noch weitere Argumente loswerden konnte, »lass es gut sein.«

Sie seufzte wieder, diesmal resigniert. »Ich will doch nur dein Bestes.«

»Das wolltest du immer.« Er unterdrückte ein Schaudern, spürte, wie die Wände ihn zu erdrücken drohten.

»Lass uns gehen.«

# 1

Einem Theater ohne Publikum wohnt eine ganz besondere Magie inne. Die Magie der tausend Möglichkeiten. Die tragenden Stimmen der Schauspieler, die ihre Texte proben, die wandernden Lichtkegel der Scheinwerfer, die Kostüme, die spannungsgeladene Energie und die egozentrischen Schwingungen, die von der Bühne bis in die hintersten Sitzreihen dringen.

Isadora Conroy saugte diese magische Stimmung ein, gab sich ganz diesem Zauber hin, während sie in der Kulisse des Liberty Theaters stand, von wo aus sie die Proben zu »*A Christmas Carol*« verfolgte. Wie immer genoss sie das Stück, nicht nur, weil sie Dickens liebte, sondern weil die Dramatik konzentrierter Arbeit, kreativer Beleuchtung und exzellent gesprochener Texte sie über alle Maßen faszinierte. In ihren Adern floss eben Theaterblut.

Selbst als sie jetzt ganz still dastand, war dies noch zu spüren. Ihre großen braunen Augen leuchteten vor Aufregung und beherrschten das von einer goldbraunen Haarflut eingerahmte Gesicht. Es war diese Ergriffenheit, die einen Hauch von Röte auf ihre elfenbeinfarbene Haut und ein Lächeln auf ihre vollen Lippen gezaubert hatte. Klare Konturen und weiche Linien beherrschten dieses Gesicht, das trotz seines starken Ausdrucks zugleich anmutig wirkte. Ihr kleiner, aber straffer Körper steckte voller Energie.

Sie war eine Frau, die an allem, was um sie herum vorging, großes Interesse zeigte, die aber auch Fantasie besaß und in dieser schwelgen konnte. Jetzt, da sie ihrem Vater zusah, wie er mit Marleys Ketten rasselte und dem verschreckten Scrooge unheilvolle Voraussagen machte, glaubte sie fest an die Existenz von Geistern. Und weil sie daran glaubte, stand in diesem Augenblick nicht mehr ihr Vater vor ihr, sondern der zum Untergang verdamnte und bis in alle Ewigkeit in den Ketten seiner Gier verstrickte Geizhals.

Dann verwandelte sich Marley wieder in Quentin Conroy, den routinierten Schauspieler, Regisseur und Theatermenschen, der jetzt von den Darstellern eine geringfügige Änderung ihrer Positionen verlangte.

»Dora.« Während sie den Gang entlangeilte, hörte sie Ophelia, ihre Schwester, aufgeregt rufen: »Wir haben unseren Zeitplan bereits zwanzig Minuten überzogen.«

»Wir haben keinen Zeitplan«, murmelte Dora, während sie zustimmend nickte, denn die von ihrem Vater gewünschte Änderung war ihrer Meinung nach perfekt. »Auf meinen Einkaufstrips gibt es keinen Zeitplan. Ist er nicht fantastisch, Lea?«

Obgleich es ihrem Sinn für Pünktlichkeit und straffe Organisation widersprach, richtete Lea den Blick auf die Bühne und beobachtete ihren Vater. »Ja. Obwohl Gott allein weiß, wie er es durchsteht, jedes Jahr die gleiche Aufführung zu inszenieren.«

»Traditionsbewusstsein«, strahlte Dora. »Das ist die Wurzel des Theaters.« Dass sie die Bühne verlassen hatte, hatte ihre Liebe zum Theater und die Bewunderung für den Mann, der aus einem Text das Letzte herauszuholen vermochte, nicht im Geringsten geschmälert. Sie hatte ihn sich auf der Bühne in hundert verschiedene Personen verwandeln sehen. Macbeth, Willie Loman, Nathan Detroit. Sie hatte seine Triumphe miterlebt und seine Misserfolge. Aber er beeindruckte sie immer wieder aufs Neue.

»Erinnerst du dich noch an Mom und Dad als Titania und Oberon?«

Lea verdrehte genervt die Augen, aber sie lächelte dabei. »Wer könnte das vergessen? Wochenlang ist Mutter aus ihrer Rolle nicht herausgeschlüpft. Es war weiß Gott nicht einfach, mit einer Feenkönigin zu leben. Und wenn wir nicht bald machen, dass wir hier rauskommen, dann steigt sie aus den Kulissen und hält uns einen Vortrag, was zwei allein nach Virginia reisenden Frauen alles zustoßen kann!«

Dora, die die Nervosität und Ungeduld ihrer Schwester spürte, legte Lea den Arm um die Schultern. »Ganz ruhig, Schätzchen. Ich halte sie schon in Schach, und Vater macht ohnehin gleich eine Pause.«

Was er wie auf ein stummes Stichwort hin auch tat. Während

die Schauspieler sich in die Garderoben zurückzogen, trat Dora hinaus auf die Bühne. »Dad.« Einen langen Augenblick musterte sie ihn von Kopf bis Fuß. »Du warst großartig.«

»Danke, meine Liebe.« Er machte mit den Armen eine ausladende Geste, die sein zerrissenes Totenhemd gespenstisch flattern ließ. »Ich finde, die Maske ist diesmal sehr viel besser als letztes Jahr.«

»Absolut.« Die weiße Schminke und die kohlrabenschwarz umrahmten Augen wirkten in der Tat erschreckend echt. »Absolut schauerlich.« Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen, sorgsam darauf bedacht, das Make-up nicht zu verwischen. »Schade, dass wir die Premiere verpassen.«

»Da kann man nichts machen«, meinte er leichthin, zog dabei aber einen kleinen Flunsch. Er hatte zwar einen Sohn, der die Conroy-Tradition fortführte, seine beiden Töchter aber hatte er verloren – die eine war verheiratet, die andere selbstständige Geschäftsfrau. Was ihn freilich nicht daran hinderte, sie hin und wieder wie Kinder zu behandeln. »So, so, meine kleinen Mädchen machen sich zu einer großer Abenteuerfahrt auf.«

»Wir gehen auf Geschäftsreise, Dad, und nicht auf Expedition ins Amazonasgebiet.«

»Das ist doch Jacke wie Hose«, meinte er mit einem verschmitzten Augenzwinkern und gab Lea einen Kuss. »Hütet euch auf alle Fälle vor wilden Bestien.«

»Lea!« Trixie Conroy kam in voller Maske, komplett im Kostüm und Federhut, über die Bühne gerauscht. Die exzellente Akustik des Liberty Theaters trug ihre wohltönende Stimme ohne Schwierigkeiten bis zu den obersten Balkonen hinauf. »John ist am Telefon, Liebes. Er hat vergessen, ob Missy heute um fünf zu den Pfadfindern oder um sechs zur Klavierstunde muss.«

»Ich habe doch alles genau aufgeschrieben«, seufzte Lea. »Wie will er denn die Kinder drei Tage versorgen, wenn er nicht mal eine Liste lesen kann?«

»Ein Goldstück, dieser Mann«, kommentierte Trixie, während Lea davoneilte. »Der perfekte Schwiegersohn. Und Dora, du fährst doch vorsichtig, ja?«

»Aber sicher, Mom.«

»Natürlich. Du bist immer vorsichtig. Und Anhalter nimmst du doch auch keine mit, oder?«

»Nicht einmal, wenn sie mich auf Knien anflehen.«

»Und alle zwei Stunden machst du eine Pause, um deine Augen auszuruhen, ja?«

»Pünktlich wie ein Uhrwerk.«

Trixie, die unverbesserliche Mutter, nagte an der Unterlippe. »Trotzdem, es ist eine schrecklich lange Fahrt bis Virginia. Und es könnte Schnee geben.«

»Ich habe Winterreifen.« Um weiteren Ratschlägen vorzubeugen, gab Dora ihrer Mutter einen Kuss. »Ich habe ein Autotelefon, Mom. Jedes Mal, wenn wir eine Staatsgrenze passieren, rufe ich dich an.«

»Ja, das ist eine prima Idee.« Die Vorstellung heiterte Trixie zusehends auf. »Ach, und Quentin, Liebling, ich komme gerade von der Theaterkasse.« Sie versank vor ihrem Gatten in einen vollendeten Hofknicks. »Wir sind auf Wochen ausverkauft.«

»Selbstverständlich.« Quentin half seiner Frau auf und wirbelte sie in einer gekonnten Pirouette über die Bühne, die in einer tiefen Verbeugung endete. »Außer einer Handvoll freier Stehplätze erwartet ein Conroy stets ein volles Haus.«

»Hals- und Beinbruch.« Dora drückte ihrer Mutter einen Abschiedskuss auf die Wange. »Dir auch«, sagte sie zu Quentin. »Und Dad, vergiss nicht, dass du heute einem Interessenten das Apartment zeigen wolltest.«

»Ich vergesse nie einen Termin. Ausgangspositionen!«, rief er über die Bühne und zwinkerte seiner Tochter zu. »Gute Fahrt, mein Schatz.«

Dora hörte wieder die Ketten rasseln, als sie hinter der Bühne verschwand. Eine bessere Verabschiedung hätte sie sich nicht wünschen können.

Doras Auffassung nach war ein Auktionshaus einem Theater nicht so unähnlich. Auch dort gab es eine Bühne, Requisiten und Darsteller. Wie sie ihren verblüfften Eltern vor Jahren erklärt hatte, kehrte sie der Bühne nicht wirklich den Rücken. Sie veränderte nur für sich den Schauplatz. Und wann immer es an der Zeit

war zu kaufen oder zu verkaufen, konnte man davon ausgehen, dass sie von dem Schauspielersblut, das in ihren Adern floss, vorteilhaft Gebrauch machte.

So hatte sie sich bewusst die Zeit genommen, die Arena der heutigen Aufführung aufs Genaueste zu inspizieren. Das Gebäude, in welchem Sherman Porter seine Auktionen durchführte und außerdem einen täglichen Flohmarkt unterhielt, war ursprünglich ein Schlachthof gewesen; und auch heute war es darin noch so zugig wie in einem Viehstall. Die zur Versteigerung angebotenen Objekte wurden auf demselben nackten, kalten Betonboden ausgestellt, über den einst Kühe und Schweine zur Schlachtbank gezerrt wurden. Jetzt gingen dort in dicke Wintermäntel und Wollschals gehüllte Menschen umher, klopfen an Kristallgläser, grübelten vor Ölgemälden oder fachsimpelten über Anrichten und die Kopfbretter antiker Betten.

Zugegeben, das Ambiente ließ ein wenig zu wünschen übrig, aber andererseits hatte sie schon in weniger vielversprechenden Umgebungen gespielt.

Isadora Conroy war eine leidenschaftliche Händlerin und Verkäuferin. Sie hatte schon immer gern eingekauft und empfand das Tauschgeschäft Geld gegen Ware als höchst befriedigend. So befriedigend, dass sie gelegentlich Geld gegen Waren eingetauscht hatte, für die sie nicht die geringste Verwendung hatte. Und doch war es diese Leidenschaft fürs Handeln gewesen, die Dora dazu bewogen hatte, einen eigenen Laden aufzumachen. Ihr machte das Verkaufen ebenso viel Spaß wie das Einkaufen.

»Lea, sieh dir das an.« Dora drehte sich zu ihrer Schwester um und hielt ihr ein vergoldetes Sahnkekännchen unter die Nase. Es hatte die Form eines Damenschuhs. »Ist das nicht entzückend?«

Ophelia Conroy Bradshaw warf einen kurzen, verwunderten Blick darauf. Abgesehen von ihrem märchenhaften Namen war sie eine realitätsbewusste und sehr bodenständige Person. »Du meinst wohl eher kitschig.«

»Ach komm, sieh doch mal über die vordergründige Ästhetik hinweg.« Strahlend ließ Dora einen Finger über den gewölbten Rist des Schuhs gleiten. »In unserer Welt muss es auch einen Platz für Kitsch geben.«

»Gewiss. Dein Laden, zum Beispiel.«

Dora kicherte, so etwas konnte sie nicht beleidigen. Sie stellte zwar das Sahnekännchen zurück ins Regal, hatte sich aber bereits dafür entschieden mitzusteigern. Sie zückte ihr Notizbuch und notierte sich die Nummer des Loses. »Ich bin wirklich froh, dass du mich auf dieser Tour begleitest, Lea. Du hast die Gabe, mich immer wieder auf den Boden der Realität zurückzuholen.«

»Irgendjemand muss das ja tun.« Leas Aufmerksamkeit war mittlerweile von einem farbenprächtigen Gläserset aus der Zeit der großen Depression gefesselt. Darunter waren mindestens zwei bernsteinfarbene Stücke, die sich in ihrer eigenen Sammlung recht hübsch ausnehmen würden. »Trotzdem habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich so kurz vor Weihnachten in der Weltgeschichte herumgondle und John mit den Kindern allein lasse.«

»Du hast dich doch danach gesehnt, mal für ein paar Tage von Küche und Kindern wegzukommen«, erinnerte sie Dora, die gerade einen zierlichen Toilettentisch aus Kirschholz bewunderte.

»Das stimmt. Deshalb plagen mich ja auch Schuldgefühle.«

»Schuldgefühle sind nie verkehrt.« Nachdem sie das eine Ende ihres roten Schals über die Schulter geworfen hatte, ging Dora in die Hocke, um sich die bronzenen Schubladengriffe aus der Nähe anzusehen. »Schätzchen, du warst gerade mal drei Tage von zu Hause weg, und wir befinden uns bereits auf dem Heimweg. Heute Abend bist du wieder mit deinen Lieben vereint, kannst deine Kinder an die Brust drücken, John verführen, und alle werden glücklich sein.«

Lea verdrehte die Augen und schenkte dem Ehepaar, das neben ihr stand, ein schwaches Lächeln. »Du hast aber auch ein Talent, die unterschiedlichsten Dinge auf den banalsten Nenner zu bringen.«

Mit einem zufriedenen Seufzer kam Dora aus der Hocke hoch, strich sich die kinnlange Mähne aus dem Gesicht und meinte nickend: »Ich glaube, fürs Erste habe ich genug gesehen.«

Nach einem kurzen Blick auf ihre Uhr stellte Dora fest, dass sich in diesem Augenblick der Vorhang für die Matinee im Liberty Theater heben musste. Tja, dachte sie im Stillen, Showbusiness ist eben Showbusiness. Sie hätte sich vor lauter Vorfreude auf die Auktion am liebsten die Hände gerieben.

»Wir suchen uns am besten bald einen Platz, bevor ..., nein, warte!« Ihre braunen Augen leuchteten begeistert auf. »Sieh dir das an!«

Kaum hatte Lea sich umgedreht, da flitzte Dora schon los.

Ein Bild hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Es war ein relativ kleines Gemälde in einem eleganten Elfenbeinrahmen. Auf der Leinwand zeigte sich ein intensives Farbenspiel, gewagte Pinselstriche in Karmesinrot und Türkis, dazwischen ein Klecks Zitronengelb und ein smaragdblauer Wischer. Dora spürte die Kraft und das Feuer dieses Bildes, dem sie ebenso wenig widerstehen konnte wie einem Sonderangebot.

Sie lächelte den Jungen an, der das Bild gerade an die Wand lehnte. »Du hältst es verkehrt herum.«

»Was?« Der stämmige Bursche drehte sich um und wurde knallrot. Er war nicht älter als siebzehn, und Doras Lächeln brachte sein Blut in Wallung. »Äh, nein, Ma'am.« Sein Adamsapfel hüpfte vor Verlegenheit, als er das Bild umdrehte, um ihr den Haken zu zeigen.

»Mmmh.« Wenn es ihr gehörte – und das würde es mit Sicherheit am Ende des Nachmittags –, würde sie das ändern.

»Die, äh, die Lieferung kam gerade erst herein.«

»Verstehe.« Sie trat einen Schritt näher. »Sind ein paar recht interessante Stücke dabei«, sagte sie und hob die Skulptur eines traurig dreinblickenden Bassets hoch, der in liegender Position dargestellt war. Die Skulptur war schwerer, als sie erwartet hatte, und sie presste die Lippen zusammen, als sie diese umdrehte, um sie genauer zu betrachten. Kein Name und kein Datum, stellte sie fest, wirklich eine ausgezeichnete Arbeit.

»Kitschig genug für deinen Geschmack?«, erkundigte sich Lea.

»Gerade eben. Gäbe einen tollen Türstopper ab.« Nachdem sie den Basset wieder zurückgestellt hatte, griff sie eifrig nach der Statuette eines Walzer tanzenden und im Stil der Dreißigerjahre gekleideten Paares. Doch stattdessen traf ihre Hand auf dicke, knotige Finger. »Verzeihung«, murmelte sie, als sie zu einem älteren Mann aufblickte, der eine Brille trug und sie eindringlich musterte.

»Hübsch, nicht?«, fragte er sie. »Meine Frau hatte fast die Gleiche. Ging bei einer Balgerei unserer Kinder aber leider zu Bruch.«

Er grinste und entblößte dabei zwei etwas zu weiße und zu ebenmäßige Zahnreihen. Er trug eine rote Fliege und roch wie eine Pfefferminzstange. Dora erwiderte sein Lächeln.

»Sind Sie Sammler?«

»Könnte man so sagen.« Er stellte die Statuette ab, wobei er die übrigen Exponate mit einem raschen, erfahrenen Blick überflog, Preise abschätzte, sie katalogisierte, als uninteressant abstempelte. »Ich bin Tom Ashworth, habe einen Laden in Front Royal.« Er zog eine Visitenkarte aus der Brusttasche und reichte sie Dora. »Im Laufe der Jahre hatte sich bei uns so viel Krimskrams angesammelt, dass es nur zwei Möglichkeiten gab: einen Laden aufzumachen oder ein größeres Haus zu kaufen.«

»Das kommt mir irgendwie bekannt vor. Ich bin Dora Conroy.« Sie streckte ihre Hand aus, die sogleich kräftig geschüttelt wurde. »Ich habe einen Laden in Philadelphia.«

»Dachte mir schon, dass Sie Profi sind.« Er blinzelte sie erfreut an. »Hab' ich sofort gemerkt. Kann mich aber nicht erinnern, Sie schon einmal auf einer von Porters Auktionen gesehen zu haben.«

»Nein, ich bin zum ersten Mal hier. Es ist nicht der nächste Weg von Philadelphia, und die Fahrt hierher war eigentlich eine ganz spontane Entscheidung. Ich habe meine Schwester überredet mitzukommen. Lea, Tom Ashworth.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Das Vergnügen ist ganz meinerseits.« Ashworth tätschelte Leas eiskalte Hand. »Zu dieser Jahreszeit wird es hier drinnen nie richtig warm. Schätze, Porter glaubt, dass die Versteigerung für eine etwas höhere Raumtemperatur sorgen wird.«

»Hoffentlich behält er recht.« Leas Zehen in den dünnen Lederstiefeln fühlten sich an wie Eiszapfen. »Sind Sie schon lange im Geschäft, Mr. Ashworth?«

»Bald vierzig Jahre. Meine Frau hat damit angefangen, hat Puppen und Schals gehäkelt, und was weiß ich noch alles, und dann verkauft. Später kam dann noch Modeschmuck und so'n Firlelfanz dazu, und unsere Garage wurde in einen Laden verwandelt.« Er zog eine Pfeife aus der Tasche und klemmte sie sich zwischen die Zähne. »Im Jahr dreiundsechzig hatten wir mehr Ware, als wir unterbringen konnten. So mieteten wir einen Laden in der

Stadt. Haben jeden Tag gemeinsam hinter der Ladentheke gestanden, bis sie sechsendachtzig starb. Jetzt arbeitet mein Enkel im Geschäft mit. Hat eine Menge verrückter Ideen im Kopf, ist aber sonst ein ganz brauchbarer Junge.«

»Familienunternehmen sind die besten«, sagte Dora.

»Lea hat gerade angefangen, halbtags bei mir im Laden mitzuarbeiten.«

»Der Herr im Himmel mag wissen, warum.« Lea vergrub ihre kalten Hände in den Tiefen ihrer Manteltaschen.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung von Antiquitäten oder Sammlerobjekten.«

»Sie müssen nur herausfinden, was die Leute wollen«, erklärte ihr Ashworth und schnippte mit dem Daumennagel über ein Streichholz, das sofort Feuer fing. »Und wie viel sie bereit sind, dafür auszugeben«, fügte er hinzu.

»Stimmt genau.« Begeistert hakte sich Dora bei ihm unter. »Sieht so aus, als ob es losgeht. Wir sollten uns besser einen Platz suchen.«

Ashworth bot Lea den anderen Arm an und geleitete sehr selbstbewusst die beiden Frauen zu einigen freien Stühlen in der zweiten Reihe.

Dora nahm ihr Notizbuch zur Hand und bereitete sich auf ihre Lieblingsrolle vor.

Anfangs wurde zwar niedrig, aber nichtsdestoweniger energisch geboten. Und es waren die Stimmen der Mitbieter, die Doras Blut in Wallung brachten. Hier standen echte Schnäppchen zum Verkauf, und sie war entschlossen, sich ihren Anteil davon zu sichern.

Sie überbot eine dünne, heruntergekommen aussehende Frau mit verkniffenen Mundwinkeln und erhielt den Zuschlag bei der Frisierkommode; sie schnappte sich für wenig Geld ein Sahnekännchen, das die Form eines Damenschuhs hatte, und wetteiferte hartnäckig mit Ashworth um ein Paar kristallene Salzstreuer.

»Damit haben Sie mich ausgeschaltet«, sagte er, als Dora ihn überbot. »Oben im Norden bekommen Sie wahrscheinlich ein bisschen mehr dafür.«

»Ich habe einen Kunden, der Salzfüßchen sammelt«, erklärte

Dora. Und der das Doppelte des Einkaufspreises dafür zu zahlen bereit ist, dachte sie.

»Tatsächlich?« Ashworth beugte sich näher zu ihr, als das nächste Los zur Versteigerung kam. »Ich habe ein Sechser-Set davon im Laden aus Kobalt und Silber.«

»Wirklich?«

»Wenn Sie Zeit haben, schauen Sie doch nach der Auktion kurz bei mir herein und sehen sich die Dinger an.«

»Das könnte ich eigentlich tun. Lea, du steigerst bei den Gläsern mit, die aus der Zeit der Depression stammen.«

»Ich?« Lea starrte ihre Schwester mit angstgeweiteten Augen an.

»Na klar. Sprung ins kalte Wasser nennt man das.« Lächelnd beugte sie sich zu Mr. Ashworth. »Passen Sie auf.« Wie Dora erwartet hatte, hauchte Lea ihr Preisangebot anfangs so leise in den Raum, dass der Auktionator sie kaum verstand. Dann wurde sie aber zusehends mutiger und bekam schließlich den Zuschlag für das Los.

»Ist sie nicht großartig?« Stolz wie eine Schneekönigin legte Dora den Arm um Leas Schulter und drückte sie. »Sie war schon immer schnell von Begriff. Das macht das Conroy-Blut.«

»Ich habe alles gekauft.« Lea presste eine Hand auf ihr klopfendes Herz. »O Gott, ich habe die ganze Partie gekauft! Warum hast du mich denn nicht unterbrochen?«

»Weil es dir so viel Spaß gemacht hat.«

»Aber – aber.« Mit dem Sinken ihres Adrenalinspiegels sank auch Lea immer tiefer in ihren Stuhl zurück. »Das waren Hunderte von Dollar. Hunderte!«

»Aber gut angelegt. So, weiter im Takt.« Beim Anblick des abstrakten Gemäldes rieb sich Dora aufgeregt die Hände. »Das ist meins«, raunte sie leise.

Um drei Uhr nachmittags fügte Dora den Schätzen in ihrem Lieferwagen noch ein halbes Dutzend kobaltblaue Salzstreuer hinzu. Der kühle Wind hatte ihre Wangen gerötet, und sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch.

»Riecht nach Schnee«, orakelte Ashworth. Er stand auf dem

Gehsteig vor seinem Laden und schnüffelte, die Pfeife in die Hand geklemmt, in die Luft. »Kann gut sein, dass Sie noch eine dicke Ladung abbekommen, bevor Sie zu Hause sind.«

»Hoffentlich.« Sich das vom Wind zerzauste Haar aus der Stirn streichend, lächelte sie ihn an. »Was wäre denn Weihnachten ohne Schnee? Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, Mr. Ashworth.« Sie streckte ihm nochmals die Hand hin. »Falls Sie einmal nach Philadelphia kommen, erwarte ich Ihren Gegenbesuch.«

»Darauf können Sie zählen.« Er klopfte gewichtig an die Brusttasche, in die er ihre Visitenkarte gesteckt hatte. »Also, meine Damen, passen Sie gut auf sich auf. Und fahren Sie vorsichtig.«

»Machen wir. Fröhliche Weihnachten!«

»Das wünsche ich Ihnen auch«, erwiderte Ashworth, als Dora in den Lieferwagen kletterte.

Dora winkte noch einmal, startete den Motor und fuhr an. Ihre Augen suchten den Rückspiegel, und als sie Ashworth mit der Pfeife im Mund, eine Hand zu einem zackigen Abschiedssalut erhoben, auf dem Gehsteig stehen sah, musste sie lächeln. »So ein Goldstück. Ich bin froh, dass er die Statuette bekommen hat.«

Lea zitterte vor Kälte und wartete ungeduldig, dass die Heizung warm wurde. »Ich hoffe, er hat dir nicht zu viel für diese Salzsteuer abgeknöpft.«

»Mmh. Er hat dabei bestimmt seinen Profit gemacht, ich werde meinen machen, und Mrs. O'Malley vergrößert ihre Sammlung. Ein Geschäft, bei dem alle Beteiligten glücklich sein können.«

»Stimmt wohl. Aber ich kann immer noch nicht glauben, dass du tatsächlich dieses abscheuliche Bild gekauft hast. Das bringst du doch nie an den Mann.«

»Irgendwann bestimmt.«

»Wenigstens hast du nur fünfzig Dollar dafür bezahlt.«

»Zweiundfünfzig Dollar und fünfundsiebzig Cent«, berichtigte Dora.

»Umso schlimmer.« Lea drehte sich um und überflog die Kisten und Schachteln, die sich hinter ihnen auf der Ladefläche stapelten. »Du bist dir doch hoffentlich darüber im Klaren, dass für den ganzen Plunder gar nicht genug Platz in deinem Laden ist.«

»Keine Sorge, ich werde schon Platz dafür schaffen. Was meinst du, würde sich Missy über dieses Karussell freuen?«

Lea stellte sich das riesige mechanische Spielzeug im Kinderzimmer ihrer Tochter vor und erschauerte. »Bitte, nein!«

»Okay.« Dora zuckte die Schultern. Wenn sie dieses Karussell erst einmal geputzt hatte, würde sie es vielleicht für einige Zeit in ihrem eigenen Wohnzimmer aufstellen.

»Aber trotzdem glaube ich, dass es ihr gefallen würde. Möchtest du nicht John anrufen und ihm sagen, dass wir auf dem Heimweg sind?«

»Ja, gleich.« Seufzend lehnte sich Lea in ihrem Sitz zurück. »Morgen um diese Zeit backe ich Weihnachtsplätzchen und rolle Teig für die Pies aus.«

»Genau das hast du doch gewollt«, erinnerte Dora ihre Schwester. »Du musstest auch heiraten, Kinder kriegen und ein Haus kaufen. Wo sollte unsere Familie sonst ihr Weihnachtsessen einnehmen?«

»Ich hätte ja nichts dagegen, wenn Mom nicht darauf bestehen würde, beim Kochen zu helfen. Ich meine, diese Frau hat in ihrem ganzen Leben noch keine richtige Mahlzeit gekocht, hab' ich recht?«

»Absolut.«

»Und jetzt rennt sie mir jedes Weihnachtsfest in der Küche vor den Füßen rum und wedelt mit irgendwelchen Rezepten, die Alfa-Alfa-Sprossen mit Roskastaniendressing enthalten.«

»O ja, die waren besonders scheußlich«, entsann sich Dora. »Aber immer noch besser als ihre Currykartoffeln und dieser mexikanische Bohneneintopf.«

»Erinnere mich bloß nicht daran. Und Dad ist auch keine große Hilfe, wenn er mit seinem Santa-Claus-Bart die Eier für den Eierflip noch vor dem Mittagsläuten schlägt.«

»Vielleicht kann Will sie ja ein wenig ablenken. Kommt er allein oder mit einer seiner Süßen?«, erkundigte sich Dora und dachte an die vielen Freundinnen ihres Bruders.

»Allein, wie es zuletzt hieß. Dora, pass bitte auf den Lastwagen auf!«

»Wird gemacht.« Im Eifer des Gefechts ließ Dora den Motor

aufheulen und überholte den Laster mit fingerbreitem Abstand.  
»Wann kommt denn Will?«  
»Er nimmt Heiligabend den späten Zug von New York.«  
»Spät genug, um sich einen großen Auftritt zu sichern«, prophezeite Dora. »Hör zu, wenn er dir auf die Nerven geht, kann ich jederzeit – oh, Scheiße.«  
»Was ist denn?« Lea riss erschreckt die Augen auf.  
»Mir fällt gerade ein, dass der neue Mieter, mit dem Dad den Vertrag gemacht hat, heute in mein Haus einziehen will.«  
»Und?«  
»Ich hoffe, Dad erinnert sich noch daran und ist pünktlich mit dem Schlüssel da. Dass Dad die Vermietung übernommen hat, dafür bin ich ihm wirklich dankbar. Aber du weißt ja, wie abwesend er immer während der Proben ist.«  
»Ich weiß genau, wie er ist, und deshalb verstehe ich nicht, wie du ihn einen Mieter für dein Haus hast aussuchen lassen.«  
»Ich hatte einfach keine Zeit«, murmelte Dora und überlegte, ob die Möglichkeit bestand, ihren Vater zwischen den Auftritten im Theater anzurufen. »Außerdem wollte es Dad gern übernehmen.«  
»Dann wundere dich bloß nicht, wenn du demnächst Tür an Tür mit einem Psychopathen oder einer Mutter mit drei schreienden Kleinkindern und einem Trupp von tätowierten Liebhabern hausen wirst.«  
Dora schürzte die Lippen. »Ich habe Dad ausdrücklich gesagt, dass Psychopathen und Tätowierte nicht infrage kommen. Ich dachte vielmehr an jemanden, der gut kochen kann und seine Hausherrin damit bei Laune zu halten versucht, indem er ihr in regelmäßigen Abständen Selbstgebackenes auf den Fußabtreter stellt. Ach, weil wir gerade davon reden, hast du Hunger?«  
»Ja. Ich könnte mich tatsächlich für ein letztes beschauliches Mahl erwärmen, bei dem ich niemandem das Fleisch klein schneiden muss.«  
Ruckartig scherte Dora nach links aus, um abzubiegen, wobei sie einem heranbrausenden Chevy die Vorfahrt nahm. Das darauf folgende empörte Geheue ignorierte sie lächelnd. In Gedanken

war sie bereits mit dem Auspacken ihrer Errungenschaften beschäftigt. Und zuallererst würde sie einen perfekten Platz für das farbenfrohe Bild finden, beschloss sie erfreut.

Hoch oben im glitzernden Turm eines silbernen Wolkenkratzers, von wo aus er die überfüllten Straßen von Los Angeles überblicken konnte, genoss Edmund Finley seine allwöchentliche Maniküre. An der Wand gegenüber seines massiven Rosenholzschreibtisches flimmerten ein gutes Dutzend Fernsehbildschirme. *CNN-Headline News* und einer der »Home-shopping«-Kanäle spulten schweigend ihr Programm ab. Die anderen Bildschirme waren mit Videokameras verbunden, die in diversen Büroräumen seiner Firma installiert waren, damit er seine Angestellten ständig überwachen konnte.

Da er sich momentan nicht für die Büros interessierte, bildeten die leisen Klänge einer Mozartoper sowie das beständige Kratzen der Nagelfeile der Kosmetikerin die einzige Geräuschkulisse in den ausgedehnten Fluchten seines Büros.

Finley liebte es zu beobachten.

Das oberste Stockwerk dieses Gebäudes hatte er sich deshalb ausgesucht, weil ihm hier Los Angeles zu Füßen lag. Dieser Standort gab ihm ein Gefühl von Macht, und er brachte so manche Stunde damit zu, vor dem großen Panoramafenster hinter seinem Schreibtisch zu stehen und einfach nur das Kommen und Gehen wildfremder Menschen weit unten auf den Straßen zu beobachten.

In seinem Haus in den Bergen, hoch über der Stadt, gab es in jedem Zimmer Fernseher und Monitore. Und Fenster, jede Menge Fenster, durch die er die Lichter der Bucht von L.A. betrachten konnte. Abend für Abend stand er auf dem Balkon vor seinem Schlafzimmer und träumte davon, all das zu besitzen, was sein Auge sah.

Er hungerte förmlich nach Besitz; wobei er eine Vorliebe für das Edle und Exklusive hatte, was in seinem Büro unübersehbar zum Ausdruck kam. Wände und Teppichböden waren in Weiß gehalten, einem reinen, ungebrochenen Weiß, um als jungfräulicher Hintergrund für seine Besitztümer zu dienen: Die Ming-Vase

zum Beispiel, die auf einem marmornen Sockel stand, die Skulpturen von Rodin und Denaechau in den diversen Wandnischen; den goldgerahmten Renoir über der Louis-quatorze-Kommode, die samtbezogene Polsterbank, auf der angeblich schon Marie Antoinette gesessen hatte, und die von zwei auf Hochglanz polierten Mahagonitischen aus dem viktorianischen England eingerahmt wurde.

Zwei hohe Glasvitriolen beherbergten eine beeindruckende Sammlung unterschiedlichster Kunstobjekte: fein ornamentierte Schnupftabakdosen aus Lapislazuli und Aquamarin, Dresdner Figuren, Schmuckdöschen aus der Porzellanmanufaktur von Limoges, ein Dolch mit edelsteinbesetztem Griff aus dem 15. Jahrhundert, afrikanische Masken.

Edmund Finley kaufte. Und was er kaufte, das hortete er.

Sein Import-Export-Unternehmen lief ausgesprochen erfolgreich, sein Nebenerwerb, das Schmuggeln, nicht minder. Letzteres stellte für ihn jedoch die größere Herausforderung dar. Es verlangte eine gewisse Finesse, skrupellose Erfindungsgabe und einen sicheren Geschmack.

Finley, ein großer, außergewöhnlich gut aussehender Mann in den frühen Fünfzigern, hatte mit dem »Warenankauf« als junger Dockarbeiter in San Francisco begonnen. Es war ein Kinderspiel gewesen, eine Kiste am falschen Platz abzuladen, aufzubrechen und den Inhalt zu verschachern. Mit dreißig hatte er ausreichend Kapital angehäuft, um eine eigene Firma zu gründen, verfügte über genügend Köpfe, um sich in den Schattenseiten des Gewerbes zu bewegen und zu gewinnen, und über genügend Kontakte, um sich einen verlässlichen Warennachschub zu sichern.

Inzwischen war er ein wohlhabender Mann geworden, der italienische Maßanzüge, Französinen und Schweizer Franken bevorzugte. Und nach jahrzehntelangen Transaktionen konnte er sich das leisten, was er am meisten schätzte: das Alte, das Unbezahlbare.

»Sie sind fertig, Mr. Finley.« Die Kosmetikerin legte Finleys Hand sanft auf der makellos weißen Unterlage seines Schreibtisches ab. Sie wusste, dass er ihre Arbeit sorgfältig nachprüfen würde, während sie ihre Scheren, Feilen und Lotionen einpackte.

Einmal hatte er sie zehn Minuten lang angebrüllt, weil sie ein winziges Stück Nagelhaut an seinem Daumen übersehen hatte. Doch als sie jetzt zu ihm aufzublicken wagte, betrachtete er lächelnd seine polierten Nägel.

»Exzellente Arbeit.« Zufrieden rieb er seine Fingerspitzen aneinander. Dann zog er eine goldene Geldklammer aus der Gesäßtasche und zupfte einen Fünfinger heraus. Und mit einem seiner seltenen, entwaffnenden Lächeln legte er noch hundert Dollar drauf. »Frohe Weihnachten, meine Liebe.«

»Oh, ich danke Ihnen. Vielen, vielen Dank, Mr. Finley. Ich wünsche Ihnen ebenfalls ein frohes Fest.«

Immer noch lächelnd, entließ er sie mit einem Wink seiner polierten Fingerspitzen. Seine sporadischen Anfälle von Großzügigkeit waren für ihn so bezeichnend wie sein beständiger Geiz. Er fand an beidem Gefallen. Ehe die Tür noch hinter ihr ins Schloss gefallen war, hatte er sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und die Hände über seiner seidenen Weste gefaltet. Und er ließ den Blick über das Panorama von Los Angeles wandern.

Weihnachten, dachte er. Was für eine wunderbare Zeit. Eine freundliche Gefälligkeit des Herrn an die Menschen. Glockengeläute und bunte Lichter. Freilich, es war auch die Zeit verzweifelter Einsamkeit, der Hoffnungslosigkeit, die Zeit der Selbstmorde. Doch solch kleine menschliche Tragödien vermochten ihn kaum noch zu berühren. Sein Geld hatte ihn inzwischen über so heikle Bedürfnisse wie den Wunsch nach Freunden und Familie hinausgehoben. Freunde konnte er sich kaufen. Er hatte bewusst eine der reichsten Städte der Welt als Wohnsitz gewählt, wo man alles kaufen, verkaufen, besitzen konnte. Eine Stadt, in der Jugend, Reichtum und Macht mehr als alles andere zählten. Und in diesen schönsten Tagen des Jahres besaß er Reichtum, besaß Macht. Und was die Jugend anbelangte, so ließ sich diese äußerlich ebenfalls mit Geld kaufen.

Finley ließ seine hellgrünen Augen über die Gebäude und die in der Sonne glitzernden Fenster schweifen und stellte ein wenig überrascht fest, dass er glücklich war.

Auf das Klopfen an seiner Bürotür hin drehte er sich um, ehe er »Herein« rief.

»Sir.« Abel Winesap, ein kleiner, schmalschultriger Mann mit dem gewichtigen Titel »Geschäftsführender Stellvertreter des Präsidenten«, räusperte sich. »Mr. Finley.«

»Kennen Sie die wahre Bedeutung von Weihnachten, Abel?« Finleys Stimme war so weich wie heißer Whisky auf Sahne.

»Äh ...« Winesap fingerte verlegen am Knoten seiner Krawatte. »Sir?«

»Kaufen. Ein wunderbares Wort, Abel. Und die wahre Bedeutung dieser großartigen Festtage, finden Sie nicht?«

»Doch, Sir.« Winesap spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief. Der Grund für sein Kommen war heikel genug. Und Finleys gute Laune machte seine Mission nur noch schwieriger und gefährlicher. »Ich fürchte, wir haben ein Problem, Mr. Finley.«

»Oh!« Finley lächelte noch, doch sein Blick erstarrte zu Eis. »Und das wäre?«

Winesap schluckte heftig gegen seine Angst an. Er wusste, dass Finleys unterkühlter Zorn tödlicher sein konnte als der ungezügelter Wutausbruch jedes anderen Menschen. Es war Winesap gewesen, der dazu ausgewählt worden war, der Entlassung eines Mitarbeiters beizuwohnen. Dieser hatte Geld unterschlagen. Und er erinnerte sich nur zu gut, mit welcher eiskalten Gelassenheit Finley dem Mann mit einem edelsteinbesetzten Dolch aus dem 16. Jahrhundert die Kehle aufgeschlitzt hatte.

Betrug, so befand Finley, erforderte umgehende Bestrafung, die sollte aber mit angemessenem Zeremoniell ausgeführt werden.

Ferner erinnerte sich Winesap mit Verdruss, dass er die Leiche anschließend beseitigen musste.

Sichtlich nervös fuhr er fort: »Es geht um die Lieferung aus New York. Die Warensendung, die Sie erwarten.«

»Hat es Verzögerungen gegeben?«

»Nein – das heißt, in gewisser Weise doch. Die Lieferung traf heute termingerecht ein, aber der Inhalt ...« Er befeuchtete seine schmalen Lippen. »Das Paket enthält nicht das, was Sie bestellt haben, Sir.«

Finley stützte seine manikürten Hände so fest auf die Schreibtischkante, dass die Knöchel hervortraten. »Würden Sie das bitte genauer erklären.«

»Die Ware, Sir. Die Lieferung stimmt nicht mit der Bestellung überein. Offenbar hat irgendwo eine Verwechslung stattgefunden.« Winesaps Stimme nahm einen weinerlichen Klang an. »Ich dachte, es ist am besten, Ihnen gleich Bescheid zu geben.«

»Wo sind die Sachen?«, Finleys Stimme hatte seine joviale Wärme verloren, sie klang jetzt eiskalt.

»In der Warenannahme, Sir. Ich dachte ...«

»Bringen Sie das Paket rauf. Sofort!«

»Jawohl, Sir. Sofort.« Dankbar, entlassen zu werden, verließ Winesap beinahe fluchtartig das Büro.

Finley hatte eine Stange Geld für die Waren bezahlt und noch eine stattliche Summe drauflegen müssen, um sie tarnen und außer Landes schmuggeln zu lassen. Jedes einzelne Stück war gestohlen, getarnt und von den unterschiedlichsten Orten der Welt in seine New Yorker Fabrik transportiert worden. Allein die Bestechungsgelder beliefen sich auf eine sechsstellige Zahl.

Um sich zu beruhigen, schenkte sich Finley ein großes Glas Guavensaft ein.

Wenn bei der Transaktion etwas schiefgelaufen war, dachte er, nun schon ein wenig ruhiger, dann musste es eben berichtigt werden. Wer immer einen Fehler gemacht hatte, würde dafür bezahlen.

Bedächtig stellte er das Glas ab und betrachtete sich in dem ovalen George-III.-Spiegel über der Bar. Er fuhr sich mit der Hand durch seine dicke schwarze Haarmähne und bewunderte den Glanz und den Schimmer der vereinzelt silbergrauen Strähnen. Sein letztes Facelifting hatte die Tränensäcke unter seinen Augen verschwinden lassen, wie auch das beginnende Doppelkinn, es hatte die Falten geglättet, die sich tief um seine Mundpartie eingegraben hatten. Er wirkte keinen Tag älter als vierzig, stellte Finley befriedigt fest, nachdem er das Gesicht einige Male hin und her gedreht hatte, um sein Profil zu studieren. Welcher Idiot hatte gesagt, dass man Glück nicht mit Geld kaufen könne?

Das erneute Klopfen an der Tür vertrieb seine gute Laune. »Her-ein!«, bellte er und wartete, bis einer seiner Jungs aus der Annahme die Kiste hereingerollt hatte. »Stell sie hier ab!« Er deutete mit dem Finger in die Mitte des Raumes. »Und verschwinde!

Abel, Sie bleiben. Die Tür«, setzte er hinzu, worauf Winesap auf dem Absatz herumwirbelte, um sie eiligst hinter dem jungen Bur-schen zu schließen.

Auf Finleys beharrliches Schweigen hin ging Winesap, aus des-sen Gesicht alle Farbe gewichen war, langsam auf die Kiste zu. »Ich habe sie geöffnet, wie Sie es angeordnet haben, Mr. Finley. Und als ich die Ware prüfte, merkte ich, dass da ein Irrtum vorlie-gen muss.« Beherzt griff er in die mit Papierwolle gefüllte Kiste. Seine Finger zitterten, als er eine Porzellanteekanne zum Vor-schein brachte, die ein Veilchenmuster zierte.

Schweigend nahm ihm Finley die Teekanne ab und drehte sie um. Sie stammte aus England. Ein hübsches Stück, gut seine zwei-hundert Dollar wert. Aber ein Massenprodukt. Auf der ganzen Welt wurden Tausende solcher Teekannen verkauft, für ihn also vollkommen uninteressant. Er schmetterte sie gegen die Kante sei-nes Schreibtischs, dass die Scherben durch das halbe Büro flogen.

»Was sonst noch?«

Ängstlich steckte Winesap seine Hand ein weiteres Mal in die Kiste, um eine bunte Glasvase herauszuziehen.

Italienisch, stellte Finley nach rascher Prüfung fest. Handarbeit. Wert: hundert, höchstens hundertfünfzig Dollar. Die Vase flog knapp an Winesaps Kopf vorbei und zerschellte an der Wand.

»Dann ... dann sind da noch Teetassen.« Winesaps Blick huschte zwischen der Kiste und dem versteinerten Gesicht seines Chefs hin und her. »Und etwas Silber ... zwei Platten und eine Gebäck-schale. Und z-zwei Sektkelche, auf die Hochzeitsglocken eingra-viert sind.«

»Wo ist meine Ware?«, verlangte Finley mit scharfer Stimme zu wissen, wobei er jedes einzelne Wort betonte.

»Sir, ich weiß nicht ... es ist so, ich glaube, da muss ...«, seine Stimme wurde zu einem leisen Wispern, »ein Irrtum passiert sein.«

»Ein Irrtum.« Finleys Augen leuchteten wie Jade, als er die Fäuste in die Hüften stemmte. DiCarlo, dachte er und ließ das Bild von seinem Verbindungsmann in New York vor seinem inne-ren Auge erscheinen. Jung, intelligent, ehrgeizig. Und alles an-dere als dumm, ging es Finley durch den Kopf. Keinesfalls dumm

genug, um ein falsches Spiel mit ihm zu versuchen. Dennoch würde er für diesen Irrtum bezahlen müssen, und das nicht zu knapp.

»Verbinden Sie mich mit DiCarlo.«

»Jawohl, Sir.« Erleichtert, dass Finleys Wut ein neues Ziel gefunden zu haben schien, eilte Winesap ans Telefon. Während er die Nummer wählte, trat Finley wütend ein paar Porzellanscherben in den Teppich. Dann griff er in die Kiste und schlug auch noch den restlichen Inhalt kurz und klein.

Jed Skimmerhorn hatte Lust auf einen Drink. Irgendeinen Drink. Auf einen Whisky, der ihm in der Kehle brennen würde, auf die sanfte Wärme eines Brandys oder auf ein frisches kaltes Bier. Doch damit würde er warten müssen, bis er alle Kisten die wackelige Hintertreppe hinauf in sein neues Apartment geschleppt hatte.

Nicht, dass ihre Anzahl unüberschaubar gewesen wäre. Sein alter Kollege Brent hatte ihm bereits geholfen, das Sofa, die Matratze und die schwereren Möbelstücke hinaufzutragen. Übrig geblieben waren einige Bücherkisten sowie Kartons mit Küchenutensilien und anderem Kleinkram. Er wusste eigentlich nicht genau, warum er das alles mitgenommen hatte. Es wäre doch so viel einfacher gewesen, diese Dinge ebenfalls einzulagern.

Doch das war nicht das Einzige, worüber er sich in diesen Tagen nicht im Klaren war. Er konnte es weder Brent noch sich selbst erklären, warum er ans andere Ende der Stadt ziehen wollte, raus aus dem großen alten Haus in ein kleines Apartment. Es musste irgendetwas mit einem Neubeginn zu tun haben. Und man konnte nichts Neues beginnen, solange man das Alte nicht beendet hatte.

Jed hatte in letzter Zeit etliches beendet.

Seinen Abschied einzureichen war der erste Schritt gewesen – und wahrscheinlich der schwerste. Der Polizeichef hatte endlose Gegenargumente vorgebracht, sein Abschiedsgesuch nicht akzeptiert und ihn schließlich auf unbefristete Zeit beurlaubt. Was auf dasselbe hinauslief, fand Jed. Jedenfalls war er kein Cop mehr, konnte nie wieder einer sein. Welcher Teil von ihm auch immer hatte dienen und beschützen wollen, er war ausgebrannt.

Er war nicht deprimiert, wie er dem Psychiater seiner Dienststelle erklärt hatte. Er hatte einen Schlusstrich gezogen. Er wollte auch nicht zu sich selbst finden. Er wollte nur allein gelassen

werden. Vierzehn Jahre seines Lebens hatte er der Polizei gewidmet. Das musste genügen.

Jed drückte mit dem Ellbogen die Klinke seiner Wohnungstür herunter und stellte die Kiste, die er auf dem Arm hatte, dazwischen, damit sie nicht wieder zufiel. Dann schleifte er die zweite Kiste über das Parkett ins Zimmer, bevor er wieder durch den schmalen Hausflur zur Hoftür ging, die gleichzeitig sein Eingang war.

Von seinem Nachbarn auf der gegenüberliegenden Seite des Korridors hatte er bislang noch keinen Laut gehört. Der exzentrische alte Herr, bei dem er den Mietvertrag unterschrieben hatte, hatte ihn wissen lassen, dass die Wohnung ebenfalls bewohnt, der Mieter jedoch so leise wie eine Maus sei.

Und das schien tatsächlich so zu sein.

Als Jed nun die Treppe hinunter in den Hof ging, stellte er missbilligend fest, dass das Geländer nicht einmal dem Gewicht eines unterernährten Dreijährigen standhalten würde. Und die Stufen waren aufgrund des Schneeregens glatt wie Schmierseife. Im Hof hinter dem Haus war es beinahe totenstill. Und obwohl seine Wohnung auf die belebte South Street hinausging, glaubte Jed nicht, dass ihn der Straßenlärm, die Geschäfte oder die vorbeiflanzierenden Touristen stören würden. Die Wohnung lag nahe genug am Fluss, sodass er stets einen einsamen Spaziergang unternehmen konnte, wenn er das Bedürfnis nach Ruhe verspürte.

Jedenfalls war diese Gegend das krasse Gegenstück zu den manikürten Vorgärten am Chestnut Hill, wo die Familie Skimmerhorn zweihundert Jahre lang gelebt hatte.

Im trüben Licht konnte er die bunten Lichterketten in den Fenstern der Nachbarhäuser sehen. Ein riesiger Santa Claus aus Plastik war zusammen mit acht Rentieren auf eines der Dächer montiert worden, sodass sie jetzt Tag und Nacht dazu verdammt waren, auf die Erde herabzufliegen. Das erinnerte Jed daran, dass Brent ihn zum Weihnachtssessen eingeladen hatte; zu einem großen, lärmenden Familienfest, das Jed als Kind nicht erlebt hatte. In seinem Elternhaus hatte es nie derartige Familienfeste gegeben – zumindest hatten sie die Bezeichnung Fest nicht verdient.

Und nun gab es auch keine Familie mehr.

Er presste die Fingerspitzen auf seine pochenden Schläfen und zwang sich dazu, nicht an Elaine zu denken. Aber alte Erinnerungen waren so hartnäckig wie die Geister vergangener Sünden; sie holten ihn immer wieder ein und lagen ihm wie ein Stein im Magen.

Er hievte die letzte der Kisten aus dem Kofferraum und schloss ihn dann mit so einer Wucht, dass der alte Thunderbird bis in die Reifen erzitterte. Er würde nicht an Elaine denken oder an Donny Speck, an Verantwortungen oder Reue. Er würde jetzt hineingehen, sich einen Drink einschenken und versuchen, an gar nichts mehr zu denken. Die Augen wegen des Schneeregens zusammengekniffen, stieg er ein letztes Mal die Stufen hinauf. Die Temperatur im Hausflur lag eine halbe Thermometerlänge über der windgepeitschten Luft draußen. Der Hausherr sparte demnach nicht mit der Heizung. Ganz im Gegenteil. Aber im Grunde konnte es ihm völlig egal sein, wofür der alte Knabe sein Geld ausgab.

Ein komischer Kauz, fand Jed, mit seiner vollen Stimme, den dramatischen Gesten und dem silbernen Flachmann in der Tasche. Er hatte mehr Interesse an Jeds Meinung über das Theater des 20. Jahrhunderts gezeigt als an den Referenzen oder dem Scheck für die Miete.

Doch wenn man so lange Polizist gewesen ist, dachte Jed, weiß man, dass sich die Menschheit aus den absonderlichsten Typen zusammensetzt.

Als er die Wohnungstür hinter sich zugemacht hatte, stellte er die letzte Kiste auf dem Eichentisch in der Essdiele ab und versenkte auf der Suche nach etwas Trinkbarem seine Hände in zerknülltes Zeitungspapier. Im Gegensatz zu den anderen Umzugskisten waren diese Kartons weder beschriftet noch mit einem erkennbaren System gepackt worden. Falls es bei den Skimmerhorns irgendwelche praktischen Erbanlagen gegeben haben sollte, dann musste Elaine seinen Anteil mit geerbt haben.

Den erneuten Gedanken an seine Schwester verbannte er mit einem leise gezischten Fluch. Er würde sich hüten, diesen Gedanken Nahrung zu geben und seine alten, quälenden Schuldgefühle wieder aufleben zu lassen. Während der vergangenen Monate hatte er am eigenen Leib erfahren müssen, dass Schuldgefühle kalte

Schweißausbrüche und ein dumpfes Gefühl von Angst verursachten.

Feuchte Hände und Angst zählten nicht zu den erwünschten Eigenschaften eines Cops, genauso wenig wie die Tendenz zu unkontrollierten Wutausbrüchen. Aber er war ja kein Cop mehr, rief Jed sich in Erinnerung. Wie er seine Zeit verbringen und was für Entscheidungen er treffen würde, das lag jetzt, wie er seiner Großmutter erklärt hatte, ganz allein in seinem Ermessen.

Die Geräusche, die er verursachte, hallten von den Wänden des beinahe leeren Apartments wider, was nur zu dem guten Gefühl beitrug, allein zu sein. Einer der Gründe für die Wahl dieser Wohnung war gewesen, dass er nur einen Nachbarn hatte, den er ignorieren musste. Der andere Grund war nicht weniger einleuchtend: Die Wohnung entsprach genau seinen Ansprüchen. Er war überzeugt, schon zu lange die schönen Seiten des Lebens genossen zu haben, um noch darauf verzichten zu können. So hartnäckig er auch behauptete, seine Umgebung bedeute ihm nichts, so wäre er in einem seelenlosen Wohnsilo todunglücklich gewesen.

Jed vermutete, dass das alte Gebäude irgendwann in den Dreißigerjahren zu Geschäften und Apartments umgebaut worden war. Dabei hatte man die hohen Zimmerdecken und weitläufigen Räume ebenso erhalten wie die noch funktionsfähigen offenen Kamine und die schmalen, hohen Fenster. Die Fußböden, solides Eichenparkett, waren für den neuen Mieter frisch gebohnt worden. Die Wandvertäfelung bestand aus Walnussholz, schlicht und ohne geschnitzte Ornamente, die Wände waren gebrochen weiß getüncht. Der alte Mann hatte ihm versichert, er könne sie ganz nach seinen Wünschen neu streichen, doch derartige Verschönerungen waren für Jed im Augenblick uninteressant. Er würde die Räume unverändert lassen.

Aus der Tiefe der Kiste förderte er schließlich eine Flasche Jameson zutage, sie war noch drei viertel voll. Nachdem er sie einen Augenblick betrachtet hatte, stellte er sie auf den Tisch und wühlte in dem Zeitungspapier nach einem Glas. Da hörte er Geräusche. Unwillkürlich hielten seine Hände in der Bewegung inne, verspannte sich sein Körper. Den Kopf zur Seite geneigt, drehte er sich um und versuchte, die Quelle der Geräusche festzustellen. Er

glaubte, Glocken gehört zu haben, ein feines Klingeln, irgendwo weiter weg, dann Gelächter, verführerisch und feminin.

Sein Blick fiel auf die messinggefasste Abdeckung des Luftschachts neben dem Kamin. Von dort kamen Stimmen heraufgeweht, undeutlich zunächst, dann klar zu verstehen, wenn er sich die Mühe gemacht hätte zu lauschen.

Unter seiner Wohnung befand sich ein Antiquitätenladen oder so etwas Ähnliches. Die letzten Tage war er geschlossen gewesen, doch offenbar hatte er jetzt geöffnet.

Jed machte sich wieder auf die Suche nach einem Glas. Er blendete die Geräusche von unten aus.

»Ich bin dir wirklich von Herzen dankbar, dass du hergekommen bist, John.« Dora stellte gerade eine neu erworbene Kugellampe neben die antike Registrierkasse.

»Kein Problem.« Er schnaufte ein wenig, als er eine weitere Kiste in den überfüllten Lagerraum schleppte. Er war ein großer Mann mit einem schlanken Knochenbau, der kein Gramm Fett ansetzte, mit einem ehrlichen Gesicht, das beinahe unscheinbar wirkte, wären da nicht die hellen Augen gewesen, die hinter dicken Brillengläsern scheu in die Welt blinzelten.

Er verkaufte Oldtimer in Landsdown und war bereits zum zweiten Mal hintereinander zum Verkäufer des Jahres gewählt worden. Der Grund dafür war sein zurückhaltendes Auftreten, das ihm angeboren war und das der Kundschaft gefiel.

Jetzt lächelte er Dora an und schob sein dunkles Brillengestell zurück, das ihm über die Nase gerutscht war. »Wie hast du es nur fertiggebracht, in der kurzen Zeit so viel Zeug einzukaufen?«

»Übung.« Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um Johns Wange zu küssen. Dann bückte sie sich und hob Michael, ihren jüngeren Neffen, hoch. »Hallo, Froschgesicht, hast du mich vermisst?«

»Nei-hein«, sang er, grinste aber dabei und schlang seine pummeligen Ärmchen um ihren Nacken.

Lea drehte sich um und überwachte mit Adлераugen ihre zwei anderen Kinder. »Richie, Hände in die Hosentaschen. Missy, hier im Laden werden keine Pirouetten gedreht.«

»Aber Mom ...«

»Aah«, seufzte Lea mit einem wehmütigen Lächeln, »ich bin wieder zu Hause.« Sie streckte Michael die Arme entgegen. »Dora, brauchst du noch Hilfe?«

»Nein, mit dem Rest komme ich allein zurecht. Nochmals vielen Dank.«

»Na gut, wenn du meinst.« Zweifelnd blickte Lea sich um. Es war ihr ein Rätsel, wie ihre Schwester in dem Durcheinander arbeiten konnte, das sie ständig um sich herum kreierte. Sie waren beide im Chaos aufgewachsen, jeder heranbrechende Tag verhiess ein anderes Drama oder eine andere Komödie. Ordnung zu halten war für Lea der einzige Weg gewesen, ihre Kindheit einigermaßen unbeschadet durchzustehen. »Ich kann morgen gerne vorbeikommen.«

»Nein, morgen ist dein freier Tag, und ich rechne fest mit meinem Anteil an diesen Weihnachtsplätzchen, die du backen wolltest.« Während sie ihre Familie zur Tür schob, steckte sie Missy heimlich Süßigkeiten zu. »Aber teilen«, trug sie ihr im Flüsterton auf. »Und verrät bloß deiner Mutter nicht, von wem die sind.« Dann verwuschelte sie Richies sauber gezogenen Scheitel. »Verdulte, alte Kröte!«

Er grinste und ließ dabei eine enorme Zahnücke sehen.

»Hoffentlich kommen heute Nacht keine Einbrecher und rauben dich aus«, meinte er und hatte schon die Finger ausgestreckt, um an den langen Citrin- und Amethystkugeln zu spielen, die an ihren Ohren baumelten. »Wenn ich heute hier Wache schiebe, dann kann ich sie für dich erschießen.«

»Vielen Dank, Richie«, erwiderte Dora in ernstem Ton. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich dein Angebot zu schätzen weiß. Aber meine Einbrecher erschieße ich doch lieber selbst.« Sie schob ihre Familie sanft durch die Tür und schloss sogleich pflichtbewusst hinter ihnen ab, weil sie wusste, dass Lea so lange warten würde, bis sie jede Tür abgesperrt und die Alarmanlage eingeschaltet hatte.

Alleine im Laden, atmete sie erst einmal tief durch. Die Duftkörbchen, die sie überall im Geschäft verteilt hatte, verströmten ein angenehmes Apfel- und Tannendaroma. Wie schön, wieder zu

Hause zu sein, freute sie sich und hob den Karton mit den neuen Errungenschaften hoch, weil sie ihn mit in ihre Wohnung nehmen wollte.

Sie ging durchs Lager und schloss die Tür zum Treppenhaus auf. Außer der Kiste, ihrer Handtasche und der kleinen Reisetasche musste sie auch noch den Mantel mitnehmen, den sie vorher ausgezogen hatte. Unter missmutigem Gebrummel gelang es ihr, mit der Schulter die Treppenhausbeleuchtung anzuknippen.

Kurz vor ihrer Wohnung bemerkte sie den hellen Lichtschein, der durch die geöffnete Tür des Nachbarapartments in den Hausflur fiel. Der neue Mieter. Sie verlagerte den schweren Karton auf den anderen Arm und trat in die Tür, die durch eine Umzugskiste offen gehalten wurde, und spähte hinein.

Sie sah ihn neben einem alten Tisch stehen. In der einen Hand hielt er eine Flasche, in der anderen ein Glas. Das Zimmer war höchst spärlich möbliert und enthielt außer dem Tisch nur ein Sofa und einen wuchtigen Polstersessel. Aber ihr Interesse galt in erster Linie dem Mann, dessen Profil sie sah, als er gerade das Glas an die Lippen führte und einen tiefen Schluck nahm. Seine Größe und sein athletischer Körperbau erinnerten sie an einen Boxer. Er trug ein marineblaues Sweatshirt, dessen Ärmel er bis zu den Ellbogen hochgeschoben hatte – keine sichtbaren Tätowierungen –, und abgewetzte Jeans. Sein etwas unordentliches Haar, das ihm bis über den Kragen fiel, hatte die Farbe von reifem Weizen. Im Gegensatz zu seinem lässigen Aufzug war die Uhr, die er am Handgelenk trug, entweder eine verdammt gute Kopie oder tatsächlich eine echte Rolex.

Obleich ihre Taxierung nur Sekunden gedauert hatte, spürte Dora, dass ihr Nachbar mit dem Whisky nicht seinen Einzug feierte. Sein Gesicht mit den hohen Wangenknochen und dem Dreitagebart wirkte leicht verbittert.

Bevor sie noch einen Laut von sich geben konnte, merkte sie, wie sich sein Körper verspannte und sein Kopf herumfuhr. Dora musste gegen den instinktiven Drang ankämpfen, nicht drei Schritte zurück in Deckung zu gehen, als sie ein hartes, ausdrucksloses Augenpaar durchbohrte, das zudem noch von einem schockierenden Blau war.

»Verzeihung, Ihre Tür war offen«, murmelte sie verlegen und ärgerte sich gleichzeitig, dass sie sich entschuldigte. Schließlich befand sie sich in ihrem eigenen Hausflur.

»Hmm.« Er stellte die Flasche ab und kam mit dem Glas in der Hand auf sie zu. Und nun nahm er seinerseits eine Inspektion vor. Der größte Teil ihres Körpers wurde von dem Pappkarton verdeckt, den sie im Arm hatte. Was er sah, war ein hübsches, ovales Gesicht, am Kinn leicht spitz zulaufend, mit dem altmodisch roséfarbenen Teint, dem man nicht mehr häufig begegnete. Er sah einen vollen ungeschminkten Mund, der sich zu einem Lächeln formte, große braune Augen mit einem Ausdruck freundlicher Neugier, eine aschblonde Haarmähne.

»Ich bin Dora«, erklärte sie, als er sie weiterhin wortlos anstarrte. »Von gegenüber. Brauchen Sie vielleicht ein wenig Hilfe?«

»Nein.« Jed kickte mit dem Fuß die Kiste übers Parkett und knallte ihr die Tür vor der Nase zu.

Es dauerte eine Weile, bis sie diese Reaktion verdaut hatte. »Na denn, herzlich willkommen in der Nachbarschaft«, murmelte sie verdrossen und ging zu ihrer eigenen Wohnungstür. Nachdem sie umständlich die Schlüssel hervorgekramt hatte, sperrte sie auf, trat ein und schmiss die Tür hinter sich ins Schloss. »Vielen Dank, Dad«, sagte sie laut. »Sieht so aus, als hättest du einen Volltreffer gelandet.«

Sie lud ihre Sachen auf dem bunt geblühten Sofa ab und strich sich ungeduldig das Haar aus der Stirn. Schön anzusehen war der Knabe ja, aber eigentlich hatte sie sich einen Nachbarn mit einem Funken Persönlichkeit und etwas besseren Manieren gewünscht. Sie ging zu ihrem altmodischen Telefon, denn sie wollte ihren Vater anrufen, um ihm umgehend die Meinung zu sagen.

Ehe sie noch die zweite Ziffer der Nummer gewählt hatte, entdeckte sie das Blatt Papier, auf dem ein herzförmiges, strahlendes Gesicht zu sehen war. Quentin Conroy kritzelte stets kleine Zeichnungen – die je nach Stimmung variierten – unter kurze Mitteilungen oder Briefe. Dora legte den Hörer auf die Gabel zurück, um seine Nachricht zu lesen:

*Izzy, meine geliebte Tochter.*

Dora zuckte zusammen. Ihr Vater war der einzige Mensch auf der Welt, der sie so nannte.

*Die Tat ist vollbracht. Und bestens vollbracht, würde ich meinen. Dein neuer Mieter ist ein strammer junger Mann, der mir in der Lage zu sein scheint, dir bei allen niederen Arbeiten zur Hand zu gehen. Sein Name ist, wie du der Kopie des Mietvertrags, der noch deiner Unterschrift harrt, entnehmen kannst, Jed Skimmerhorn. Ein klingvoller Name, der mich an Gentleman-Piraten oder aufrichtige Pioniere denken lässt. Ich fand ihn faszinierend wortkarg, doch würde es mich nicht wundern, wenn unter dieser stillen Oberfläche eine heiße Quelle sprudelt. Ich könnte mir kein hübscheres Geschenk für meine geliebte Tochter denken als einen überaus interessanten Nachbarn.*

*Herzlich willkommen daheim, mein erstgeborenes Kind!*

*Dein dich liebender Vater.*

Dora sträubte sich zwar dagegen, den Brief amüsant zu finden, musste aber trotzdem lächeln. Quentins Schachzug war leider nur zu vordergründig: Bring sie auf Tuchfühlung mit einem attraktiven Mann, und vielleicht – nur ganz vielleicht – verliebt sie sich ja in ihn, heiratet ihn und schenkt ihrem unersättlichen Vater noch mehr Enkelkinder zum Verhätscheln.

»Tut mir leid, Dad«, flüsterte sie. »Ich glaube, da wirst du wieder eine Schlappe einstecken müssen.«

Sie legte den Zettel beiseite und suchte auf dem Mietvertrag Jeds Unterschrift, die man als lässig hingeschmiertes Gekrakel bezeichnen konnte. Sie unterzeichnete ebenfalls den Vertrag und die Kopie. Dann nahm sie das oberste Blatt, marschierte zur Tür, um gegenüber anzuklopfen.

Als die Tür aufging, streckte sie Jed den Mietvertrag äußerst schwungvoll entgegen. »Das werden Sie für Ihre Akten brauchen.«

Er nahm ihr den Vertrag ab. Sein Blick senkte sich, unterzog sie einer schnellen Musterung, um sie dann wieder anzusehen. Freundlich war dieser Blick nicht zu nennen, eher kühl. Was ihm übrigens gut stand. »Warum hat der alte Kauz den Mietvertrag bei Ihnen deponiert?«

»Der alte Kauz«, erklärte sie in mildem Tonfall, »ist mein Vater.

Und das Haus gehört mir, was mich, Mr. Skimmerhorn, zu Ihrer Vermieterin macht.« Damit drehte sie sich auf dem Absatz um und durchmaß den Flur mit zwei großen Schritten. Die Hand bereits an ihrer Türklinke, hielt sie inne und drehte sich um. »Die Miete ist am einundzwanzigsten jeden Monats fällig. Sie können einen Scheck unter meiner Tür durchschieben, dann sparen Sie sich die Briefmarke und den Kontakt mit mir.«

Damit schlüpfte sie durch die Tür und ließ diese mit einem wohlthuenden Knall ins Schloss fallen.

### 3

Als Jed die Treppe zur Haustür hinaufjoggte, hatte er seinen Kater, den er einer halben Flasche Whisky vom Vorabend zu verdanken hatte, größtenteils wieder ausgeschwitzt. Das Fitnessstudio an der nächsten Straßenecke hatte ebenfalls zur Entscheidung für diese Wohnung beigetragen. Dort hatte Jed gerade segensreiche eineinhalb Stunden mit Gewichtheben verbracht, auf den schweren Sandsack eingedroschen und anschließend im Dampfbad seinem Brummschädel den Garaus gemacht.

Jetzt, da er sich beinahe wieder wie ein Mensch fühlte, gelüstete es ihn nach einem Becher schwarzen Kaffee und dem Mikrowellen-Frühstück, das er in seinem Tiefkühlfach entdeckt hatte. Er fischte den Schlüssel aus seiner Jogginghose und sperrte die Wohnungstür auf. Er hörte die Musik sofort. Gottlob keine Weihnachtslieder, sondern die volle, dunkle Stimme von Aretha Franklin, die Gospels sang.

Mit dem Musikgeschmack seiner Vermieterin würde er leben können, überlegte er erleichtert und wäre geradewegs in seine Wohnung gegangen, wenn ihre Tür nicht offen gestanden hätte.

Was dem einen recht ist, kann dem anderen nur billig sein, beschloss er, vergrub die Hände in den Hosentaschen und schlenderte hinüber. Er wusste sehr genau, dass er am Abend zuvor unhöflich gewesen war. Er hielt es daher für angebracht, seiner Vermieterin so etwas wie ein vorsichtiges Friedensangebot zu machen.

Er schob die Tür ein Stück weiter auf und staunte.

Ihr Apartment war ebenso geräumig wie seins, es hatte eine hohe Decke und drei große Fenster, die es sehr hell und luftig machten. Doch damit endete die Ähnlichkeit auch schon.

Obleich er in einem Haus aufgewachsen war, in dem es an Antiquitäten und Zierrat nicht gemangelt hatte, war er doch einigermaßen verblüfft. Noch nie zuvor hatte er einen so vollgestellten

Raum gesehen. Eine Wand schmückten Glasregale, die mit alten Flaschen, Gegenständen aus Zinn, Figürchen, alten Dosen und sonstigem Kleinkram beladen waren. Er sah mehrere Tische, auf denen sich weiterer Nippes aus Glas und Porzellan türmte. Ein groß geblühtes Sofa war mit bunten Kissen zugedeckt, deren Farben sich in einem ausgebleichten Perserteppich wiederfanden. Ein ähnlicher Teppich hatte im vorderen Salon seines Elternhauses gelegen, so lange er denken konnte.

In Anbetracht des bevorstehenden Festes stand neben den Fenstern ein üppiger Weihnachtsbaum, der von bunten Kugeln und Lichterketten nur so strotzte. Davor befand sich ein mit Tannenzapfen beladener Holzschlitten sowie ein Schneemann mit einem Zylinder auf dem Kopf, der ihn aus schwarzen Augen angrinste.

Eigentlich hätte ihn der ganze Plunder erdrücken müssen. Aber seltsamerweise war das nicht der Fall. Jed hatte vielmehr den Eindruck, in eine geheimnisvolle Schatztruhe hineinzusehen.

Inmitten all dieser Schätze entdeckte er seine Vermieterin – in einem scharlachroten Kostüm mit kurzem Rock und taillierter Jacke. Während sie ihm noch den Rücken zuehrte, spitzte er die Lippen und fragte sich verwundert, in welcher Stimmung er sich am Abend zuvor befunden hatte, dass ihm dieser hübsche kleine Körper entgangen war.

Außer der tiefen, dunklen Stimme von Aretha Franklin hörte er Dora leise vor sich hin murmeln. Jed lehnte am Türpfosten, als sie gerade das Bild, das sie in der Hand hielt, aufs Sofa stellte. Dann drehte sie sich um. Es sprach für sie, dass sie den erschreckten Aufschrei gerade noch zurückzuhalten vermochte, als sie ihn sah.

»Die Tür war offen«, erklärte er.

»Hmm«, war ihre erste Reaktion. Da Einsilbigkeit aber im Gegensatz zu ihrem Mieter nicht ihrem Naturell entsprach, meinte sie: »Ich bin heute Morgen meinen Lagerbestand durchgegangen – hier oben und unten im Laden.« Sie fuhr sich mit den Fingern durch den Pony. »Irgendein Problem, Mr. Skimmerhorn? Leckende Abflussrohre? Mäuse?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Prima.« Sie durchquerte das Zimmer, entschwand aus seinem Blickfeld, bis er sich an den anderen Türpfosten lehnte. Von dort

aus sah er sie an einem runden Esstisch stehen und etwas Dunkles aus einer Porzellankanne in eine dazu passende Tasse gießen. Es duftete wunderbar nach frischem, starkem Kaffee. Dora stellte die Kanne ab und sah ihn an. Ihre Lippen, die nicht lächelten, waren so unverschämt rot wie ihr Kostüm. »Brauchen Sie etwas?«

»Einen Schluck davon könnte ich auch vertragen.« Aha, jetzt schwenkte er doch auf die nachbarschaftliche Schiene ein, dachte Dora. Ohne etwas zu erwidern, ging sie zu einer Glasvitrine und entnahm ihr eine zweite Tasse mit Unterteller. »Zucker? Milch?«

»Schwarz.«

Da er keine Anstalten machte hereinzukommen, brachte sie ihm den Kaffee an die Tür. Er roch nach Seife, bemerkte sie. Nicht übel. Aber seine Augen hatte ihr Vater richtig beschrieben. Sie waren hart und unergründlich.

»Danke.« Er leerte die zierliche Tasse mit zwei Schlucken und gab sie ihr zurück. Seine Mutter hatte das gleiche Service besessen, erinnerte er sich. Etliche Teile waren allerdings vom ungeschickten Dienstmädchen zerbrochen worden »Der alte, äh ... Ihr Vater«, verbesserte er sich, »meinte, es sei in Ordnung, wenn ich meine Ausrüstung nebenan aufstelle. Aber da er ja nicht der Herr im Haus ist, möchte ich die Angelegenheit nochmals mit Ihnen abklären.«

»Ausrüstung?« Dora stellte seine leere Tasse auf den Tisch. »Was für eine Ausrüstung?«

»Eine Fitnessbank und einige Gewichte.«

»Oh.« Sie musterte seine Oberarme und seinen Brustkorb. »Ich glaube nicht, dass das ein Problem ist – solange Sie nicht mit den Gewichten herumpoltern, wenn der Laden offen ist.«

»Ich werde jeglichen Lärm vermeiden.« Sein Blick fiel auf das Bild auf dem Sofa, das er einen Augenblick lang eingehend betrachtete. Sehr gewagt, dachte er, wie auch die Farbe ihrer Kleidung und das Parfüm, das sie umgab.

»Übrigens, das Bild steht auf dem Kopf.«

Ihr Lächeln kam blitzschnell. Sie hatte das Bild tatsächlich so aufs Sofa gestellt, wie es auf der Auktion angeboten worden war. »Der Meinung bin ich auch. Ich werde es andersherum aufhängen.«

Sie ging zum Sofa und drehte es um, worauf Jed es noch einmal eingehend musterte. »Ja, so stimmt es«, meinte er zustimmend. »Es ist zwar immer noch hässlich, aber wenigstens steht es nicht mehr auf dem Kopf.«

»Über Kunst lässt sich streiten.«

»Wenn Sie meinen. Danke für den Kaffee.«

»Keine Ursache. Oh, Skimmerhorn?«

Er blieb stehen und schaute über die Schulter zurück. Der vage Anflug von Ungeduld in seinen Augen faszinierte sie mehr, als es ein freundliches Lächeln von ihm vermocht hätte.

»Falls Sie sich mit dem Gedanken tragen, Ihr neues Heim gemütlich einzurichten oder etwas aufzupeppen, dann schauen Sie doch mal in meinem Laden vorbei. Doras Antiquitäten- und Trödeladen hält für jeden Geschmack etwas bereit.«

»Ich brauche nichts. Danke für den Kaffee.«

Dora lächelte immer noch, als sie hörte, wie seine Tür zufiel. »Falsch, Skimmerhorn«, murmelte sie, »jeder Mensch braucht hin und wieder etwas.«

Sich in einem staubigen Büro die Beine in den Bauch zu stecken und vom Gedudel der Beach Boys berieseln zu lassen, damit hatte Anthony DiCarlo diesen Morgen eigentlich nicht verplempern wollen. Er wollte Antworten, und er wollte sie gleich.

Genauer gesagt, Finley wollte Antworten, und diese am besten schon gestern. DiCarlo zupfte ungeduldig an seinem seidenen Schlips. Noch hatte er sie nicht, aber er würde sie bekommen. Der gestrige Anruf aus Los Angeles war unmissverständlich gewesen: Mach die Ware innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden ausfindig, oder trag die Konsequenzen.

DiCarlo hatte nicht die Absicht herauszufinden, welcher Art diese Konsequenzen sein mochten.

Er starrte die große weiße Wanduhr an und sah den Minutenzeiger von vier auf fünf nach neun hüpfen. Ihm blieben weniger als 15 Stunden. Seine Handflächen waren vor Nervosität feucht.

Durch die große Glasscheibe konnte er über ein Dutzend Speditionsangestellte emsig hin und her laufen sehen. DiCarlo grinste

spöttisch, als der unglaublich fette Leiter der Firma mit dem schlecht sitzenden Toupet zur Tür kam.

»Mr. DiCarlo, tut mir leid, dass ich Sie habe warten lassen.« Bill Tarkington trug ein gequältes Lächeln auf seinem teigigen Mondgesicht. »Wie Sie sich vorstellen können, herrscht um diese Jahreszeit bei uns Hochbetrieb. Aber man darf nicht klagen, Sir, nein, das darf man nicht. Das Geschäft boomt.«

»Ich warte bereits eine Viertelstunde, Mr. Tarkington«, erklärte DiCarlo mit wütender Stimme. »Ich habe keine Zeit zum Vertrödeln.«

»Wer hat das schon, so kurz vor Weihnachten?« Gleichbleibend freundlich ging Tarkington um seinen Schreibtisch herum zum Kaffeeautomaten. »Nehmen Sie Platz. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?«

»Nein. Hier ist etwas schiefgelaufen, Mr. Tarkington. Ein Fehler, der unverzüglich korrigiert werden muss.«

»Nun, wir werden sehen, was sich da machen lässt. Können Sie mir konkrete Einzelheiten nennen?«

»Das Frachtgut, das ich mit Ihrer Spedition an Abel Winesap in Los Angeles habe schicken lassen, ist nicht das Frachtgut, das in Los Angeles angekommen ist. Ist das konkret genug?«

Tarkington zupfte an seiner fleischigen Unterlippe. »Das ist ja ein Ding! Haben Sie die Kopie der Versandliste mitgebracht?«

»Selbstverständlich.« DiCarlo zog die gefaltete Liste aus der Innentasche seines Jacketts.

»Schauen wir uns die Sache mal an.« Seine fetten Wurstfinger machten den Computer an. »Also, lassen Sie mich mal sehen.« Er drückte ein paar Tasten. »Die Sendung sollte am siebzehnten Dezember rausgehen ... Ah ja, da haben wir es ja. Ist termingerecht expediert worden und sollte bereits gestern angekommen sein, oder spätestens heute.«

DiCarlo fuhr sich ungehalten durch sein gewelltes schwarzes Haar. Idioten, dachte er. Er war von lauter Idioten umgeben. »Die Sendung ist angekommen, aber sie ist nicht korrekt.«

»Wollen Sie damit sagen, dass die Sendung, die in L. A. angekommen ist, falsch adressiert war?«

»Nein. Ich will damit sagen, der Inhalt war nicht korrekt.«

»Das ist komisch.« Tarkington trank schlürfend einen Schluck Kaffee. »Wurde die Kiste hier gepackt? Oh, warten Sie, warten Sie, ich erinnere mich. Wir haben die Kiste und das Packen übernommen, und Sie haben es kontrolliert. Also, wie um alles in der Welt konnte die Ware vertauscht werden?«

»Das genau ist meine Frage«, zischte DiCarlo und hieb mit der Hand auf die Schreibtischplatte.

»Moment, lassen Sie uns Ruhe bewahren.« Betont freundlich hämmerte Mr. Tarkington noch einmal auf die Tastatur. »Die Sendung ging von der Sektion drei ab. Mal sehen, wer an dem fraglichen Tag am Band gestanden hat. Ah, hier haben wir es, muss die Opal gewesen sein.« Er drehte sich um und strahlte DiCarlo an. »Zuverlässige Arbeiterin. Und eine nette obendrein. Hatte viel um die Ohren in der letzten Zeit.«

»Ihr Privatleben interessiert mich nicht. Ich will mit ihr sprechen.«

Tarkington bediente sich der Sprechanlage. »Opal Johnson, bitte in Mr. Tarkingtons Büro melden!« Während sie warteten, tastete er nach seinem Haarteil, um zu prüfen, ob es noch an Ort und Stelle saß. »Sind Sie sicher, dass Sie keinen Kaffee möchten? Einen Doughnut vielleicht?« Er klappte den Deckel einer Pappschachtel auf. »Sind mit Erdbeermarmelade gefüllt. Und Windräder gibt es auch.«

DiCarlo dankte und wandte sich ab, während Tarkington sich achselzuckend erneut einen Doughnut aus der Schachtel nahm.

DiCarlo ballte die Hände, als eine große dunkelhäutige Frau auf das Lagerhaus zugeschlendert kam. Sie trug hautenge Jeans und einen grellgrünen Pullover. Ihr krauses Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Das gelbviolette Veilchen unter ihrem linken Auge sah nach einer tätlichen Auseinandersetzung aus.

Sie öffnete die Tür und steckte den Kopf herein. Augenblicklich füllte sich der Raum mit dem ratternden Geräusch der Förderbänder. »Sie haben mich ausrufen lassen, Mr. Tarkington?«

»Ja, Opal. Komm mal kurz rein. Kaffee?«

»Klar, gerne.« Während sie die Tür zumachte, warf sie einen raschen Blick auf DiCarlo. Sie überlegte, warum man sie hierher zitiert hatte.

Sie würden sie entlassen. Sie würden sie feuern, weil sie letzte

Woche ihre Quote nicht erfüllt hatte, nachdem Curtis sie durch die Wohnung geprügelte hatte. Der fremde Typ da war bestimmt einer der Bosse, der ihr jetzt gleich die Entlassungspapiere in die Hand drücken würde. Sie fummelte eine Zigarette aus ihrer Gürteltasche und zündete sie mit zitternden Händen an.

»Wir haben hier ein kleines Problem, Opal.«

Ihre Kehle schien sich zusammenzuziehen. »Ja, Sir?«

»Das hier ist Mr. DiCarlo. Er hat letzte Woche eine Sendung rausgeschickt, die von deinem Band kam.«

Vor Schreck verschluckte sich Opal am Rauch ihrer Zigarette. »Letzte Woche sind sehr viele Sendungen rausgegangen, Mr. Tarkington.«

»Ja, aber als das Paket am Zielort ankam, war die falsche Ware drin.« Tarkington stieß einen Seufzer aus.

Opal sah zu Boden. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals. »Die Sendung ging an eine falsche Adresse?«

»Nein, die Adresse war richtig, doch der Inhalt war der verkehrte. Und weil Mr. DiCarlo das Packen persönlich überwacht hat, verstehen wir das nicht. Ich dachte, du würdest dich vielleicht daran erinnern.«

Ihr wurde auf einmal heiß und kalt zugleich. Der Albtraum, der sie nun schon seit einer Woche quälte, schien tatsächlich wahr zu werden. »Es tut mir leid, Mr. Tarkington«, brachte sie mit Mühe heraus. »Es ist schwer, sich an eine einzelne Sendung zu erinnern. Ich weiß nur noch, dass ich letzte Woche drei Doppelschichten gefahren habe und mir jeden Abend ein Fußbad machen musste.«

Sie log, entschied DiCarlo. Er sah es an ihrem Blick, sah es an ihrer Haltung – und sie verschwendete seine Zeit.

»Nun, der Versuch war es wert«, meinte Tarkington und machte eine ausladende Geste mit dem Arm. »Falls dir noch was einfällt, dann sag mir Bescheid, okay?«

»Ja, Sir, das mache ich.« Sie drückte ihre Zigarette in dem verbeulten Blechaschenbecher auf Tarkingtons Schreibtisch aus und verließ umgehend den Raum.

»Wir werden der Sache sofort auf den Grund gehen, Mr. DiCarlo. Für Premium steht die Zufriedenheit des Kunden an erster Stelle.

Von unserer Hand in Ihre Hand, mit einem Lächeln«, zitierte er das Motto der Firma.

»Gut.« DiCarlo hatte kein Interesse mehr an Tarkington, obwohl es ihm großes Vergnügen bereitet hätte, ihm eine Faust in seinen fetten Wanst zu schmettern. »Und wenn Sie E.F. Incorporated weiterhin als Kunden behalten wollen, dann finden Sie schnellstmöglich eine Antwort.«

DiCarlo eilte durch die lärmende Versandhalle und suchte Opals Band. Die sah ihn schon kommen und wurde nervös. Als er neben ihr stehen blieb, klopfte ihr das Herz bis zum Hals.

»Wann machen Sie Mittagspause?«

Vor Überraschung hätte sie beinahe eine Kiste mit Töpfen fallen lassen. »Halb zwölf.«

»Wir treffen uns draußen vor dem Haupteingang.«

»Ich esse immer in der Kantine.«

»Heute nicht«, sagte DiCarlo leise. »Nicht, wenn Sie Ihren Job behalten wollen. Halb zwölf«, wiederholte er und eilte davon.

Sie hatte Angst, ihn zu ignorieren, und Angst, ihm verpflichtet zu sein. Punkt halb zwölf zog sie ihren olivgrünen Parka an und ging zum Personalausgang. Sie konnte nur hoffen, dass sie sich einigermaßen unter Kontrolle hatte, wenn sie das Haupttor erreichte.

Am liebsten hätte sie das Mittagessen ganz ausgelassen. Der Muffin, den sie zum Frühstück gegessen hatte, lag ihr schwer im Magen.

Nur nichts zugeben, ermahnte sie sich immer wieder auf ihrem Weg. Sie können nicht beweisen, dass du einen Fehler gemacht hast, solange du ihn nicht zugibst. Wenn sie ihren Job verlor, musste sie wieder von der Sozialhilfe leben. Ihr Stolz konnte das ja verkraften, aber bei den Kindern war sie sich da keineswegs sicher.

Opal entdeckte DiCarlo sofort. Er war nicht zu übersehen, wie er da lässig am Kofferraum eines knallroten Porsches lehnte. Der Wagen war schon atemberaubend genug, doch der Mann – groß, dunkel, gut aussehend und in einen hellgrauen Kaschmirmantel gehüllt – sah aus wie ein leibhafter Hollywoodstar. Verschreckt, ängstlich und nervös ging sie mit gesenktem Kopf auf ihn zu.

DiCarlo sagte kein Wort, öffnete nur die Beifahrertür. Seine Lippen verzogen sich etwas bei dem leisen Seufzer, den sie ausstieß, als sie auf den ledergepolsterten Sitz rutschte. Er klemmte sich hinter das Lenkrad und startete.

»Mr. DiCarlo, ich wünschte wirklich, ich könnte Ihnen bei dieser unangenehmen Sache helfen. Ich ...«

»Sie werden mir helfen.« Er legte den ersten Gang ein, und wie ein roter Blitz schoss der Porsche davon. Da er sich bereits darüber im Klaren war, wie er mit Opal verfahren wollte, schwieg er die nächsten zwei Minuten hartnäckig, um ihre Nerven noch ein wenig zu strapazieren. Als sie dann zögernd das Wort ergriff, spielte ein zufriedenes Lächeln um seine Mundwinkel.

»Wohin fahren wir?«

»Hm, einfach spazieren.«

Trotz des erregenden Gefühls, in einem sündteuren Sportwagen zu sitzen, waren ihre Lippen trocken. »Ich muss in einer halben Stunde zurück sein.«

DiCarlo verfiel wieder in Schweigen und jagte den Porsche durch die Straßen.

»Was soll das alles bedeuten?«

»Das werde ich Ihnen sagen, Opal. Ich glaube, wir können uns außerhalb der lärmenden Arbeitsatmosphäre viel besser unterhalten. Sie hatten die letzten Wochen einiges um die Ohren, kann ich mir vorstellen.«

»Sie sagen es. Der Weihnachtsstress.«

»Und ich glaube, Sie wissen auch ganz genau, was mit meiner Sendung passiert ist.«

Ihr Magen reagierte nervös. »Sehen Sie, Mister, ich habe Ihnen doch bereits gesagt, dass ich nicht weiß, was damit passiert ist. Ich mache nur meine Arbeit, und die, so gut ich kann.«

Er lenkte den Wagen so ruckartig in eine scharfe Rechtskurve, dass Opal erschreckt die Augen aufriss. »Wir wissen beide, dass ich da nichts vermässelt habe, Schätzchen. Wir können die Sache auf die harte Weise klären oder aber freundlich, das liegt ganz bei Ihnen.«

»Ich ... ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»O doch.« Seine Stimme war leise, klang aber bedrohlich. »Sie

wissen ganz genau, was ich meine. Also, was ist mit dem Paket passiert? Hat Ihnen der Inhalt so gut gefallen, dass Sie beschlossen, ihn mit nach Hause zu nehmen? Als verfrühte Weihnachtsgratifikation, sozusagen?«

Opal richtete sich auf, und ein Teil ihrer Angst verwandelte sich in empörten Zorn. »Ich bin keine Diebin! Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht mal einen Bleistift gestohlen. So, und jetzt wenden Sie diesen verdammten Wagen, Sie aufgeblasener Bonze!«

Es war genau dieses freche Mundwerk – wie Curtis ihr immer vorhielt –, das ihr gebrochene Nasen und blaue Augen einbrachte. Die Erinnerung daran ließ Opal in ihrem Sitz zusammensinken.

»Möglich, dass Sie nichts gestohlen haben«, lenkte er ein, nachdem sie wieder angefangen hatte zu zittern. »Umso mehr täte es mir dann leid, Sie anzeigen zu müssen.«

»Anzeigen? Wieso anzeigen?«

»Ein Paket mit Waren, die mein Boss für sehr wertvoll hält, ist verschwunden. Die Polizei wird sich daher mit Sicherheit dafür interessieren, was mit der Lieferung passiert ist, nachdem sie in Ihre Hände gelangte. Auch wenn Sie unschuldig sein sollten, wird ein derartiges Verhör ein dickes Fragezeichen in Ihre Personalakte malen.«

Die aufkommende Panik legte sich wie ein Schraubstock um ihren Hinterkopf. »Ich weiß nicht einmal, was in der Kiste drin war. Ich habe sie doch nur verschickt. Das ist alles.«

»Wir beide wissen, dass das eine faustdicke Lüge ist.« DiCarlo lenkte den Porsche auf den Parkplatz eines Supermarktes. Zufrieden stellte er fest, dass sie Tränen in den Augen hatte und ihre Finger nervös an dem Schultergurt ihrer Umhängetasche drehten. Sie ist gleich so weit, dachte er. Er drehte sich zu ihr um und bedachte sie mit einem kalten, mitleidlosen Blick.

»Sie wollen Ihren Job behalten, nicht wahr, Opal? Sie wollen nicht gefeuert werden – und auch nicht verhaftet, hab' ich recht?«

»Ich habe Kinder«, schluchzte sie, als die ersten Tränen über ihre Wangen liefen. »Ich habe doch Kinder.«

»Dann sollten Sie sich mal Gedanken darüber machen, was aus denen wird, wenn Sie in Schwierigkeiten geraten. Mein Boss lässt

nicht mit sich spaßen.« Sein Blick streifte vielsagend das Veilchen unter ihrem Auge. »Sie haben Erfahrung mit solchen Männern, nicht wahr?«

Abwehrend legte sie eine Hand auf ihre Wange. »Ich ... ich bin gestürzt.«

»Natürlich. Geradewegs in die Faust eines anderen gestolpert, wie?« Als sie nicht antwortete, fuhr er fort, sie weiter in die Enge zu treiben. »Wenn mein Boss sein Eigentum nicht zurückbekommt, wird er seine Wut nicht an mir auslassen, sondern an Ihnen.«

Sie werden es herausfinden, dachte sie, vor Angst wie gelähmt. Sie finden immer alles heraus. »Ich habe nichts aus dem Paket genommen. Gar nichts. Ich habe nur ...«

»Nur was?« DiCarlo stürzte sich wie ein Panther auf ihre letzten Worte. Er musste sich beherrschen, ihr nicht die Hände um den Hals zu legen und den Rest aus ihr herauszuquetschen.

»Ich bin schon drei Jahre bei Premium.« Schniefend kramte sie in ihrer Handtasche nach einem Kleenex. »In einem Jahr könnte ich zur Vorarbeiterin aufsteigen.«

DiCarlo unterdrückte einen zornigen Fluch und zwang sich zur Ruhe. »Hören Sie zu, ich weiß, was es heißt, die Leiter raufzuklettern. Also, wenn Sie mir da raushelfen, werde ich das Gleiche für Sie tun. Ich sehe keinen Grund, warum dieses Gespräch nicht unter uns bleiben sollte. Deshalb habe ich es ja auch nicht in Tarkingtons Büro führen wollen.«

Opal angelte nach einer Zigarette. Automatisch ließ DiCarlo das Seitenfenster einen Spalt runterfahren. »Sie gehen nicht wieder zu Mr. Tarkington zurück?«

»Nicht, wenn Sie mit offenen Karten spielen. Ansonsten ...« Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, griff er unsanft nach ihrem Kinn und drehte ihr Gesicht zu sich herum.

»Es tut mir leid. Es tut mir wirklich schrecklich leid, dass mir das passiert ist. Ich dachte, dass ich es wieder richtig hingekriegt hätte, war mir aber nicht ganz sicher. Und ich hatte Angst. Ich habe vorigen Monat ein paar Tage nicht arbeiten können, weil mein Jüngster krank war, und letzte Woche kam ich einmal zu spät, weil ich hingefallen war, und ... da war ich so in Eile, dass ich die Rechnungen durcheinandergebracht habe.« Auf eine

Ohrfeige gefasst, drehte sie das Gesicht zum Fenster. »Ich habe sie fallen lassen. Ich dachte, dass ich sie wieder in der richtigen Reihenfolge aufgehoben hätte, aber wie gesagt, ganz sicher war ich mir nicht. Gestern habe ich einen Stapel mit Versandpapieren durchgesehen, und die haben gestimmt. Deshalb hatte ich gehofft, dass alles in Ordnung sei und niemand von meinem Missgeschick erfahren würde.«

»Sie haben die Rechnungen durcheinandergebracht«, wiederholte er leise. »Irgendeine idiotische Packerin kriegt das Zittern, schmeißt die Rechnungen durcheinander – und bringt mich beinahe um Kopf und Kragen!«

»Es tut mir leid«, schluchzte sie. Vielleicht schlug er sie ja doch nicht, aber bezahlen würde er sie dafür lassen. Opal wusste, dass sie immer für etwas würde bezahlen müssen.

»Es tut mir wirklich aufrichtig leid.«

»Es wird Ihnen noch viel mehr leidtun, wenn Sie nicht herausfinden, wo meine Sendung gelandet ist.«

»Ich bin gestern alle Papiere noch einmal durchgegangen. An dem fraglichen Tag hatten wir nur einen anderen ähnlich großen Karton, der über mein Band gelaufen ist.« Immer noch schluchzend, griff sie noch einmal in ihre Tasche. »Ich habe die Adresse aufgeschrieben, Mr. DiCarlo.« Sie kramte einen kleinen Zettel aus ihrem Geldbeutel, den er ihr sofort aus der Hand riss.

»Sherman Porter, Front Royal, Virginia.«

»Bitte, Mr. DiCarlo, ich habe doch Kinder.« Sie wischte sich die Tränen ab. »Ich weiß, dass ich Mist gebaut habe, aber bisher habe ich bei Premium meine Arbeit immer tadellos gemacht. Ich kann es mir nicht leisten, meinen Job zu verlieren.«

Er steckte den Zettel in die Tasche. »Das werde ich nachprüfen, und dann sehen wir weiter.«

Etwas erleichtert, atmete sie auf. »Dann werden Sie Mr. Tarkington also nichts davon erzählen?«

»Ich sagte, wir werden sehen.« DiCarlo startete den Motor und überlegte sich dabei den nächsten Schritt. Wenn die Sache nicht nach seinen Vorstellungen lief, würde er sich Opal noch einmal vorknöpfen. Und das würde sie dann mehr kosten als nur ein blaues Auge.

